This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 765,279

Otto Hauser

GN
320
.H38

Rasse und Politik

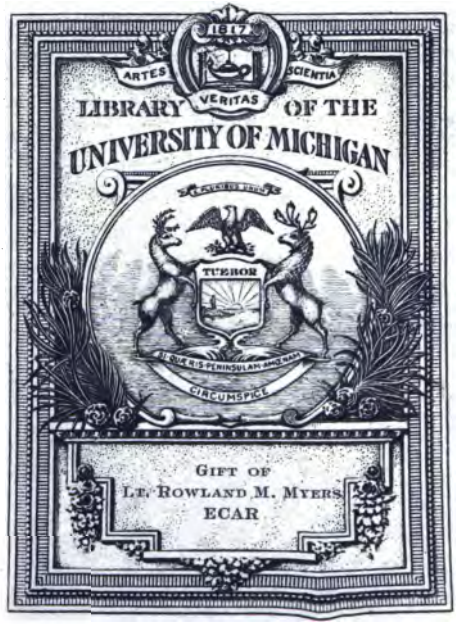
Alexander Duncker Verlag
Weimar

2-1

N4

1817
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE

GIFT OF
LT. ROWLAND M. MYERS
ECAR



GN
320
.H38

Otto Hauser

Rasse und Politik

Raſſebücher von Otto Hauſer

Raſſe und Raſſefragen in Deutſchland. 4. und 5. Aufl.
Die **Germanen in Europa**
Der **blonde Menſch**
Genie und Raſſe I. Altertum. II. Italien
Geh. je ℳ 12.—. Geb. je ℳ 16.—

In Vorbereitung:

Das **Licht aus dem Norden**
Ein Buch der Weltanſchauung.

Mit Raſſefragen beſchäftigen ſich auch folgende Werke von Otto Hauſer:

Geſchichte des Judentums. 540 S. Groß 8°.
Geh. ℳ 50.—. Geb. in Halbl. ℳ 70.—
Atlantis. Der Untergang einer Welt. Epos der Raſſe in 20 Geſängen. 640 S. Geb. in Halbl. ℳ 50.—, in Halbfr. ℳ 100.—
Aus fremden Gärten. Überſetzungen aus der geſamten Weltliteratur. Bisher 100 Hefte zu je ℳ 4.—
Deutſche Jugend. Gedichte, Lieder, Reigen.
Kart. ℳ 6.—

Ferner unter dem Namen **Ferdinand Büttner:**

Heiliges Deutſchland. Ein Nibelungenſang.
Aus deutſchen Gärten, Bd. 2. Geb. ℳ 15.—
Ich und meine fünf Jungen. Tagebuchblätter eines Erziehers. Geb. ℳ 26.—

Dieſe Werke im Verlag **Alexander Duncker, Weimar.**

Von Otto Hauſers Erzählungen ſtellen deutſches Weſen — Freiheit, Freundſchaft, Wanderfreude — vor allem dar:

Fauſtulus. Geh. ℳ 7.50, geb. ℳ 15.—
Lucidor der Unglückliche. Geh. ℳ 7.50, geb. ℳ 15.—
Das **deutſche Herz.** Erzählungen aus dem 18. Jahrh.
Geh. ℳ 21.50, geb. ℳ 30.—

Dieſe im Verlag **Adolf Bonz & Co., Stuttgart.**

Rasse und Politik

von

Otto Hauser

Alexander Duncker Verlag / Weimar

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1922 by A. Duncker, Weimar

Druck von Hermann Böhlaus Nachfolgern, Weimar

Life
R. M. Myers
4-25-46

Vorwort

Der Abschnitt über den Staat in meinem Rassebuch „Der blonde Mensch" hat mehrfach den Wunsch erregt, ich möchte die Beziehungen zwischen Rasse und Staatsleben ausführlicher und mehr ins Einzelne gehend darlegen. Dies scheint mir auch dem Gedanken der Erneuerung förderlich, indem es dem Einzelnen Klarheit über die Zusammenhänge und vor allem über seine eigene Stellungnahme schaffen kann. Ich selbst stehe, zumeist in Ländern lebend, wo ich staatlich „Ausländer" bin, in Deutschland und Österreich, wo ich demnach keine staatsbürgerlichen Rechte habe, dem eigentlich politischen Getreibe fern und glaube darum, mir den klaren nüchternen Sinn bewahrt zu haben, der allein ein nicht parteilich begrenztes Urteil ermöglicht. Zugleich konnte ich dadurch vermeiden, mich mit Einzelheiten auseinanderzusetzen, die nur für kleine Gruppen Bedeutung haben.

Ludwig Woltmann hat als erstes Werk seiner Weltanschauung eine „Politische Anthropologie" (1903) geschrieben und dann eine „Politisch-anthropologische Revue" herausgegeben, worin viele wertvolle Aufsätze erschienen. Ich habe darin einen Aufsatz über die Persönlichkeiten des deutschen Reichstags vom Jahre 1912 geschrieben, der mich heute wie eine Voraussage des Niederbruchs anmutet. Woltmann, der Arzt, beschäftigte sich

7-24-46

sehr viel mit den biologischen Grundlagen der Rassen und Rassenmischungen, wie denn auch sein Vorgänger Georges de Lapouge, der Naturforscher, den Hauptteil seines Buches „L'Aryen, son rôle sociale“ diesen Untersuchungen widmet. Ich sehe hiervon ab und behandle nur das Gewordene und Seiende. So merksam die Behandlung jener Fragen ist, so lenkt sie doch zu sehr den Blick in eine stets in gewissem Sinne fabelhafte vorgeschichtliche Zeit und dient dem eigentlichen Vorwurf darum nur mittelbar.

Wie den „Blonden Menschen“ habe ich auch dieses Buch vor allem für die Jugend geschrieben, die sich ja frühe genug über ihre Bedeutung im staatlichen Leben klar werden muß. Eben heute, wo, hauptsächlich auf den Betrieb volksfremder Elemente hin, im Deutschen Reiche das allgemeine Wahlrecht eingeführt und an Männer wie Frauen erteilt, als Altersgrenze das zwanzigste Jahr festgesetzt ist, möge sich jeder junge deutsche Mann und jede junge deutsche Frau bewußt sein, daß sie ihre Meinung geltend zu machen haben: wer sich ausschaltet, stützt damit den Gegner. Macht aber jeder und jede von dem zuerteilten Rechte Gebrauch, so kann es leicht sein, daß sich jene volksfremden Elemente in ihrer Erwartung, mit dem allgemeinen Wahlrecht, der Heranziehung der Frauen und der Herabdrückung der Altersgrenze ihre eigene Sonderherrschaft für alle Zeiten begründet zu haben, betrogen sehen. Dann auch wird ein künftiger Reichstag wirklich der Ausdruck des ganzen deutschen Volkes sein, nicht selbst etwas Volksfremdes darin wie heute.

Otto Hauser.

Inhalt

	Seite
Vorwort	5
Gleich und Gleich	9
Herr und Knecht	19
Die Stellung der Frau	29
Der ideale Staat	43
Der Rechtstaat	54
Der Gewaltstaat	66
Sozialistik und Sozialismus	79
Die Völkischen	92
Deutschland im Weltkrieg	104
Möglichkeiten	115

Gleich und Gleich

Auch wo eine Gruppe von Menschen durchweg von einer Rasse ist, unterscheidet sich der Einzelne von den Übrigen nach Sonderzügen in seinem Äußeren, nach dem Sondergepräge in seinen Anlagen. Freilich fällt es uns schwerer, einen bestimmten Mann aus Negern oder Kalmücken herauszufinden, seine unterscheidenden Merkmale uns zu merken, und das kommt nicht so sehr daher, daß es sich hier um fremde Rassen handelt, deren Hauptmerkmale schon so stark ins Auge fallen, daß wir auf die feineren nicht in solchem Maße zu achten vermögen, als daher, daß diese Rassen tatsächlich noch ungemein einheitlich sind. Wo sich in einem schwarzen oder gelben Volke verschiedene weitabliegende Bestandteile vermischt haben und sich folgerichtig in der äußeren Gestalt bezeugen, unterscheidet man die Einzelnen leicht. So merkte ich mir unter hunderten von Malgaschen — Schwarzen von Madagaskar, die aus Negern und Malaien gemischt sind — die Einzelnen ganz so rasch wie einen Europäer und verwechselte kaum jemals einen mit einem anderen, obwohl alle schwarz von Haut und kraushaarig waren. Nicht anders geht es einem mit Japanern, unter denen man den schmalgesichtigen feineren und den breitgesichtigen gröberen Typ und außerdem noch den volksfremden Ainotyp deutlich geschieden und in zahlreichen Mischungen vorfindet. Aber bei den Annamiten und Siamesen, noch mehr bei Kalmücken, Tschungusen, Eskimos gehört schon eine recht genaue Beobachtung dazu, den einzelnen herauszukennen, ja nur Mann und Weib zu unterscheiden, da

bei ihnen sogar die sogenannten zweiten Geschlechtmerkmale nicht augfällig sind.

Ganz einheitlich ist schwerlich noch irgendeine Menschengruppe. Selbst in Innerafrika hat sich ausheimisches Blut zugemischt. Aber trotzdem verschwinden dort die Unterschiede vor dem Gemeinsamen. Der ägyptische Sklavenhändler wußte das aus langer Erfahrung. Er beurteilte den einzelnen Sklaven nicht nach seinen Sondereigenschaften, sondern nach seiner Stammeszugehörigkeit: war er vom Stamme der Nubas oder Gallas, so war er treu, war er ein Abessinier des Nordens, so untreu und verräterisch. Unter den Weißen gibt es nur ein Volk von rassischer Geschlossenheit: das jüdische. Denn nur die Juden haben seit dem Rassengesetz Esras und Nehemias, also seit etwa 450 v. Chr. kaum irgend beachtenswerte fremde Zuflüsse aufgenommen. Rassisch war das jüdische Volk freilich weder damals einheitlich, noch ist es das heute, es hat sich nur in dem Hundertsatz seiner Mischteile erhalten. Blutlich ist es dagegen außerordentlich einheitlich, da die Inzucht überaus groß ist und jeder Jude mit jedem andern gut 98 von hundert Teilen Blutes gemein hat. Wenn also ein gewisser Prof. Dr. Julius Goldstein in dem Buche „Rasse und Politik" (Schlüchtern 1921), dessen „zweite verbesserte Auflage" mir eben noch zur Hand kommt — ein evangelischer Theologe hat ein Vorwort dazu geschrieben —, jene Gepflogenheit der ägyptischen Sklavenhändler anführt und dazu bemerkt: die Methode des Rassenantisemitismus nehme den Deutschen jüdischer Abstammung die Menschenwürde, jene Beurteilungweise sei nur zulässig bei ungeschichtlichen Horden, so verschweigt er geflissentlich daß gerade sein Volk die größte Bluteinheitlichkeit darstellt — worauf es übrigens ungeheuer stolz ist, wenn auch nur dort, wo es unter sich ist oder versklavte Völker beherrscht —, daß ein Allgemeinurteil demnach nur diesem seinen Volke gegenüber Berechtigung hat und auch tatsächlich seit alter Zeit und von Völkern verschiedenster Sprache und Rassenzusammensetzung geübt wurde. (Nebenbei: Der Titel meines Buches und sein Inhalt standen

seit dem Sommer 1921 fest, da ich noch keine Kunde von Julius Goldsteins Buche hatte, das selbst eine Antwort von jüdischer Seite auf die Rassepolitik nichtjüdischer Völker ist.) Julius Goldstein verwahrt sich dagegen, daß man seine „hochkultivierte Menschengruppe, die religiöse und philosophische Genien erster Ordnung hervorgebracht hat", den Nubas und Gallas gleichstellt — gerade aber die so rassestolzen Juden sind es, die bei den Nichtjuden die ideologische Vorstellung unterstützen, alle Menschen seien gleich —; die anthropologische Geschichtauffassung muß gerade als erstes verlangen, daß alle Völker von dem gleichen Gesichtpunkt aus betrachtet werden, die Juden und Deutschen und Tschunguſen ebensogut wie die Nubas und Gallas. Es sind bei den einen wie bei den anderen einfach die Auswirkungen der jeweils besonderen Anlagen festzustellen; die Juden als den Deutschen gleichgeartet zu betrachten, läßt außer acht, daß die Juden durch ihre strenge Inzucht, wenn schon keine rassische, doch eine blutliche Einheit sind und das schon seit gut anderthalbtausend Jahren. Nur unter Berücksichtigung dieses Umstandes können die Lebensäußerungen des Judentums vorurteillos und gerecht gewertet werden.

Wo in einer engeren Gruppe die Einzelwesen möglichst gleichartig sind, muß sich eine Staatsform herausbilden, die jeden in gleichem Maße am Staatsleben beteiligt. Gleichwohl wird sich der höher Begabte, der sich zweifellos auch unter noch so gleichartigen findet, eine gewisse Führerstelle erringen und darin auch anerkannt werden. Da er ein sonst gleichartiger ist, wird er in seiner Führerstelle von der Allgemeinheit nicht beneidet werden; nur kann es kommen, daß ein anderer, der ebenfalls höher begabt ist, mit ihm in Wettkampf tritt. Dieser Wettkampf wird von zweierlei Art sein: für das Ich oder für die Gesamtheit. Sind mit der Führerstelle persönliche Vorteile verbunden, wie das zumeist der Fall ist, so kann es sich dem Wettbewerber vor allem darum handeln, diese zu gewinnen. Sein Kampf wird dann kleinlich und eigensüchtig sein; er wird die Vorteile der Gesamtheit hintansetzen. Erkennt dies aber die ihm gleichartige Ge-

samtheit, so wird allerdings seine Stellung erschüttert sein, und man mag ihn zwingen, sie zu verlassen. War er klug, so erkannte er das im Voraus und verbarg seine eigensüchtigen Ziele. Es kommt dann auf dasselbe heraus. In einem Staatswesen von Gleichartigen wird nämlich auch der eigensüchtige Strebling gezwungen sein, im Dienste der Gesamtheit zu handeln, von persönlichen Vorteilen — bis auf die Befriedigung seines Ehrgeizes — abzusehen. Wo der Wettkampf aber einzig und allein dem Wohl der Gesamtheit gilt, ist er von kleinlichen Eitelkeiten frei. Alle wirklich großen Staatsmänner sind in stolzer Ruhe von ihrer Führerstelle zurückgetreten, wenn eine neue Zeit mit anderen Menschen in ihnen nicht mehr den Ausdruck der Mehrheit des Volkes sah. Sie fühlten sich durch ihre Stellung als Führer „verpflichtet". Selbstlos ihrer großen Sache zu dienen, war ihnen inneres Gebot, wogegen zu verstoßen sie niemals auch nur in Versuchung kamen.

Die Verhältnisse bei Gleich und Gleich sind sonach die in den Staatswesen der freien Tiere, die auch untereinander artgleich sind, obzwar nach Maßgabe der individuellen Spannweite in den einzelnen Gattungen jedes von besonderer Eigenart und Anlage. Je nach der Art der Tiergruppen kommt es zu verschiedenen Staatsformen. Die schweifenden Pferde- und Büffelherden z. B. haben monarchische Ordnung. Der stärkste Hengst, der stärkste Bulle sind die anerkannten Führer. Wo Gefahr ist, hält der Führer die Hut für die andern. Er setzt sich der Gefahr zuerst aus, begegnet ihr mit seiner Kraft, seinem höheren Verstande. Kommt die Zeit der Brunst, dann entbrennt der Kampf um die Sondervorteile. Aber auch dieser Kampf dient bei den Tieren der Gesamtheit. Denn der stärkste Hengst, der stärkste Bulle zeugt die meisten Nachkommen und teilt ihnen von seiner Kraft, seinem klugen Verstande mit. Der Ameisenstaat entbehrt des einzelnen Führers. Da ist die Staatsordnung die demokratische, republikanische. Jeder Einzelne dient der Gesamtheit. Das ganze Leben ist auf die Arbeit eingestellt. Man sieht die Ameisen immer in Tätigkeit, nie beim Lebens-

genuß. Die einen ſchleppen kleine Spänchen und Halme an, mit denen ſie ſich abplagen, die ſie gar oft nur zu zweien und dreien und vielen von der Stelle bringen; andere beſorgen die heranwachſende Brut, um die ſie ſich ſo ängſtlich bemühen, als wäre jede einzelne Ameiſe unerſetzlich. Den Genoſſen des Baues erkennen ſie ſofort, auch nach langer Trennung. Die Gelehrten behaupten, ſie ſeien die begabteſten aller Kerfe; aber ein Bau iſt wie der andere, und alle ſind ſie Ameiſenhügel. Gegen ihre weſentlichen Feinde ſind ſie wehrlos. Der Menſch zertritt ihre Baue aus Achtloſigkeit oder aus Willkür, um ſich an der verwirrten Haſt der kleinen Tierchen zu erluſtigen; ſie verurſachen ihm mit ihren Biſſen nur ein leichtes Kribbeln, das er kaum beachtet. Nur die großen Arten in den Tropen ſind dem Menſchen gefährlich, wenn ſie ihn im Schlaf überfallen. Aber der Ameiſenfreſſer reißt mit ſeinen ſcharfen Sichelkrallen ihre ſtarken Baue auf und taucht gemütlich ſeine lange klebrige Zunge darein, woran ſie ſich hängen: ſo fängt er ſie. Der Bienenſtaat iſt eine konſtitutionelle Monarchie und zwar eine Amazonenmonarchie. Die Königin wird nur gefüttert und gehegt, darf aber den Stock nicht verlaſſen bis zum Tag des Hochzeitfluges und bleibt dann bis zum nächſten wieder im Stock. Die Drohnen duldet man nur um ihres Zweckes willen; iſt der erfüllt, ſo kommt es zu der mörderiſchen Drohnenſchlacht, der alle zum Opfer fallen. Über die karge Zeit ſie durchzufüttern, hat man keine Luſt, ihnen jedoch die Unmenſchlichkeit jenes Verfahrens vorzuführen und ſie zur Menſchlichkeit zu bekehren, fehlen ihnen die Prieſter und die Philoſophen. Oder wenn ſie auch die hatten — denn ſie ſind ein gar gewitztes Völklein —, ſo waren ſie unter den Drohnen, und ſie haben ſie umgebracht, ehe ſie ihre ſchönen Reden halten konnten. Die Bienen arbeiten fleißig und raſtlos, aber ihre Arbeit iſt auch luſtſam: ſie fliegen durch die ſonnengoldene Luft und ſaugen aus den ſchönſten Blüten den ſüßeſten Seim; ſie bauen aus dem Wachs, das ſie bereiten, gar künſtlich mathematiſch genaue Sechseckzellen und füllen die mit blondem Honig. Sie ſind auch nicht wehrlos. Dem Im-

ker, der wie ein rechter Vater ihren Stock betreut, tun sie nichts, aber den Fremden stechen sie, daß ihm eine schmerzende Beule schwillt, und sie achten es gering, daß sie an dem Stiche selbst sterben müssen. Nur für einen Feind sind ihre Stiche unschädlich: für den Totenkopf. Dringt er, der ihren Honig so gierig liebt, in ihren Stock ein, so ist die Bestürzung groß. Er vernichtet ihre ganze mühselige Ernte. Da ihre Stiche nichts vermögen, müssen sie ihn ersticken. Hunderte und hunderte hängen sich an ihn, bilden einen luftdichten Ring um ihn, bis er nicht mehr zu atmen vermag und stirbt. Viele der Ihren ersticken mit.

Wenn man sich fragt, ob es einen Staat ganz von derselben Art wie die Tierstaaten, als auf die völlige Gattunggleichheit begründet, unter den Menschen von heute gibt, so muß man dies verneinen. Selbst unter den Negern besteht eine Schichtung. Es wird berichtet, die Häuptlinge, die der Europäer fast niemals zu Gesicht bekommt — man führt ihm eigens dazu ausersehene Stellvertreter vor — seien stets viel heller von Haut als die übrigen des Stammes. Jedenfalls sieht man bei den bekannteren Stämmen der Randgebiete immer eine Herrenschichte und von dieser scharf getrennt die versklavte Masse. Am deutlichsten sind diese Verhältnisse bei den Massai, deren Edelinge außerordentlich groß und dabei schön gewachsen sind und in ihren roten Wangen den nordischen Einschlag noch heute bekunden. Ähnlich ist es bei den gelben Völkern, von denen ich nur die Baschkiren nenne, die bei sich adelige „Weißbeine" und nichtadelige „Schwarzbeine" unterscheiden.

Sonst kommen als blutliche Einheit nur noch die Juden hier in Betracht. Sie könnten sehr wohl unter sich ein Staatswesen begründen, das jedem den gleichen Anteil an der Staatsverwesung gewährte, ohne daß hieraus Unzukömmlichkeiten, krasse Widersprüche zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit erwüchsen. Ihr Staat könnte eine Erweiterung der slavischen Zadruga, der „Hausgemeinde" sein, die ich in Kroatien, meinem Geburtlande, als Kind noch selbst beobachtete. In einer solchen Zadruga —

wir sagten „Kommune" — wechselte jedes Jahr der Vorstand, jeder andere erwachsene Mann hatte gleiche Stimme. Mahl und Arbeit und Einnahmen waren gemeinsam. Der Besitz des Einzelnen bestand nur in Nebensächlichem, wenn auch die eine Kommune reicher war als die andere, je nachdem sie die Tüchtigkeit ihrer Mitglieder emporgebracht oder deren Untüchtigkeit in Armut hatte versinken lassen. Doch da die Juden nur eine blutliche, aber keine rassische Einheit sind, bilden sich auch unter ihnen immer wieder Auslesschichten, die, so eng sie mit dem andern Volke zusammenhängen, doch nur zu sehr geneigt sind, sich als Auslese zu fühlen und die andern zu verachten. Der reiche Jude von Berlin W, der selbst der Sohn eines eingewanderten Ostjuden ist, verachtet den neu einwandernden Ostjuden. Bei allfälligen Pogromen ist er ohne weiteres bereit, diese noch armen Volksgenossen den Pöbelhorden preiszugeben, während er sich mit seinem Gelde die Sicherheit seines Lebens und seines Besitzes erkauft, wie dies in Rußland so häufig geschah und in den von den Juden selbst darüber herausgegebenen Berichten vermerkt ist. Die portugiesischen Juden in Amsterdam verachteten die deutschen Juden und vermischten sich nicht mit ihnen. Noch schärfer ausgeprägt ist dies überall dort, wo ein fremdes Volk das Judentum als Religion angenommen hat. Die Juden, die dem europäischen Nichtjuden gegenüber so unentwegt darauf dringen, von ihm als „gleich" betrachtet zu werden, haben durch viele Jahrhunderte jene fremden Völker von ihrem Blute fern gehalten. Noch heute gibt es in Cochinchina neben den weißen Juden die schwarzen, die aus eingeborenen Proselyten hervorgegangen sind. Ja, die polnischen und russischen Juden, deren Sprößlinge eben die Hauptredeführer der „Gleichheit" in Europa sind, wollen den zum Judentum übergetretenen Chazaren, den heutigen „Karaïten", nicht einmal unmittelbar in ihre Gemeinschaft aufnehmen, sondern wenn er aus seiner Sekte zum Judentum der anderen übertreten will, muß er vorher erst Christ werden. So kann man auch von den Juden nicht erwarten, sie würden unter sich den idealen Gleich-

heitstaat, wie ihn verschiedene Insektenstaaten tatsächlich darstellen, zu bilden vermögen. Die blutliche Einheit genügt eben nicht zur Gleichheit; jeder Entmischling, der noch aus einem mischrassigen Volke hervorgehn kann, durchbricht die Gleichheit. Die jüdischen Auslesesschichten sind viel heller als die Allgemeinheit, rein blonde Typen kommen unter ihnen auffällig häufig vor.

Auf dem Wege zur Gleichheit aller und demnach zu dem rassisch begründeten Gleichheitstaate scheint das deutsche Volk in Deutschland zu sein. Der Auslanddeutsche, der Sproß einer Auslese der Regsamsten, die in Lande mit neuen Möglichkeiten zogen, findet sich in dem Heimatlande seines Blutes mit seiner zarten, weißen und rosigen Haut, seiner schmalen gebogenen Nase, den feinen Händen mit den langen gewölbten Nägeln, den dichten weißen Zähnen, den weichen Haaren, den Körperverhältnissen der griechischen Statuen zu seiner schmerzlichen Verwunderung fast allein. Nur von sehr wenigen wird seine eigene Rassenhöhe erreicht, ganz selten wird sie — zu seiner herzlichen Freude — übertroffen. Die Deutschen von heute sind auch noch nicht ganz einheitlich. Namentlich auf dem Lande findet man stellenweise reine Mongolen und hinwider manchmal fast reine Norden. Bestimmt aber wird der Eindruck von den deutschen Städtern, den Beamten — jeder dritte irgendein „Regierungsrat" —, den Fabrikarbeitern und den Arbeitlosen. Diese alle sind durchweg Mischlinge, und es fällt schwer, zu sagen, welche die übelsten, widernatürlichsten. Die Haut ist bräunlich und nur selten von einer gewissen Zartheit, so daß sie erröten kann oder vom scharfen Froste rot gebeizt wird. Die Nase kurz, sehr oft eingedrückt. Ungemein häufig sieht man ausgefressene Nasenbeine, das Zeugnis der Syphilis eines Vorfahren oder der eigenen; Beethoven hatte eine solche Nase. Die Nasenflügel sind nicht fein modelliert. Die Hände sind kurz und breit, die Nägel kurz, breit und platt. Alles Manikürен bei den Emporgekommenen hilft da nicht: wenn der Nagel auch bis zum Bette entblößt wird, keinem Kenner verbirgt er seine Form. Die Zähne stehn sehr oft schütter wie die Grabsteine in

einem neuen Friedhof; oft auch fehlt der Schmelz, und sie sind dann bräunlich. Das Haar wächst häufig genug und sogar bei Blonden in Trüppeln wie bei den Juden und bekundet darin afrikanischen Einschlag. Es hat selten, von welcher Färbung es auch sei, den Glanz, die Feinheit und Weichheit des Haares der Hochrassigen. Selbst ganz helles Blond zeigt einen schwärzlichen Einschlag. Die Körperverhältnisse sind so jammervoll, daß man immer wieder versucht ist, den und jenen nackend auf einen Baum zu setzen und ihm eine Kokosnuß in die Hand zu drücken.

Die Vermischung aller mit allen braucht nur noch ein paar Geschlechterfolgen fortzugehn, so haben wir in Deutschland eine Rasse, die der chinesischen von heute ganz ähnlich sein wird. Zahllose echt chinesische Typen haben sich schon herausgebildet und fallen gar nicht auf. Aber wenn die betreffenden Personen chinesische Kleider trügen, würde niemand — wenigstens von uns Auslanddeutschen — auf den Gedanken kommen, sie deutsch anzusprechen. Die deutsche Wissenschaft, worauf der Normaldeutsche so besonders stolz ist und die wirklich der Ausdruck des Besten im Normaldeutschen zu sein scheint, ist heute schon echt chinesisch: Steiß- und Schweißgelehrsamkeit (vor Damen sage ich Sitz- und Schwitzgelehrsamkeit), gute Handlangerei, die für große Enzyklopädien eben noch ausreicht, der aber nur in wenigen Ausnahmefällen noch ein genialer Wurf gelingt. Der Triumph der deutschen Wissenschaft ist Ehrlich-Hata 606. Und dieses Magisterium, das zwar gegen Syphilis nichts hilft, aber vielleicht gegen Hühneraugen gut ist, hat ein Jude und ein Japaner nach 606 Versuchen — daher die Zahl — zusammengebraut.

Das deutsche Volk von heute ist ein typisches Bastardvolk, aber doch noch keine Einheit. Es gehn daraus so gut wie aus dem jüdischen, das ebenfalls ein Bastardvolk ist, noch immer Entmischlinge hervor, oder, um es nicht so bedinglos zu sagen — denn meine Beobachtungen geben mir nicht genügenden Grund dazu — es können noch immer welche daraus hervorgehn. Wo irgend lichtes

Blut in einem Volke sich in einzelnen Merkmalen an den späten Nachfahren noch vorfindet, kann durch geeignete Rassezucht, indem immer die jeweils Lichtesten sich paaren, schließlich ein reiner Typus erzielt werden. So macht man es bei Tieren, um aus Mischrassen wieder reine Rassen zu gewinnen. Wenn es also unter den Deutschen in Deutschland noch etliche gibt — und dafür sprechen immerhin gewisse Anzeichen —, die mir zustimmen: ja, jener Straßenkötertypus ist scheußlich, wahrhaft schön ist nur der edelgesichtige, schlanke, weißhäutige Mensch, und sie, obwohl selbst noch nicht der Idealtypus, sich einen Gattenteil wählen, der dem Ideal möglichst nahe kommt, werden die Nachkommen wieder lichter sein, lichter als sie beide. Damit ist dann das Chinesentum gebrochen, und eine Entmischung tritt wieder ein, wodurch sich das Volk in natürliche Schichten gliedert.

Das suchen alle, die den Gleichheitstaat wollen, weil er ihnen gemäß ist, ihnen die heißbegehrten persönlichen Vorteile schafft, mit ihrem ganzen Witze zu verhindern. Es kann sein, daß sie damit Erfolg haben. Dann wird sich auch die Rasse alsbald völlig vereinheitlichen. Georges de Lapouge machte den Tierversuch. Er paarte ein schwarzes und ein weißes Kaninchen. Der Wurf ergab etliche mit großen schwarzen und weißen Flecken. Die paarte er wieder untereinander und erhielt nun etliche mit kleinen Flecken. Diese ergaben bei der Paarung etliche gesprenkelte und die letzten bei fortgesetzter gleicher Auswahl graue, deren Mischteile nur noch unter der Lupe zu erkennen waren: da zeigten sich die Haare nicht rein grau, sondern zum Teil schwarz, zum Teil weiß, zum Teil gesprenkelt und nur zu einem Teile echt grau. Unter der Lupe wird man dann wahrscheinlich auch den Deutschen vom Chinesen (dem Chinesen von heute, wie immer betont sei, denn der des Altertums war ein anderer) unterscheiden können. Aber diese rassische Einheitlichkeit wird die natürliche Grundlage für den Gleichheitstaat bilden. „Der Traum der Gleichheit erfüllt sich, wenn alle gleich gemein sind", sagte ich im „Heiligen Deutschland".

Herr und Knecht

Überall dort, wo ungleichartige Wesen genötigt sind miteinander zu leben, bildet sich ein Herr- und Knechtverhältnis heraus, das natürlich sehr verschiedene Abstufungen haben kann. Die Tiere geben Beispiele auch hierzu. Es muß durchaus nicht immer das höher geartete Tier Herr sein. Der Bandwurm gehört zu den niedrigsten Ordnungen, aber der Mensch, in dessen Eingeweiden er als Staat im Staate lebt — denn jedes Glied ist ein Einzelwesen —, sein Wirt, ist in Wahrheit sein Knecht. Er zehrt ihm die besten Säfte an den Eingangpforten weg und macht ihn durch die Entkräftung, die er ihm verursacht, schwer krank. Nur selten kommt es zu der sogenannten Symbiose, dem Zusammenleben zweier verschiedener Arten zu beiderseitigem Vorteil ohne eigentliche Unterwerfung des einen unter den andern. So siedeln sich Seerosen auf den von Einsiedlerkrebsen bewohnten Schneckenhäusern an. Die Seerosen schützen durch ihre Nesselorgane, die sie bei Gefahr ausschleudern, den Krebs vor den Tintenfischen, die ihn verfolgen, und werden von ihm dafür an gute Beuteplätze geführt.

Bei den Ameisen findet man jene Verhältnisse, die denen der Menschen am ähnlichsten sind. Die Gattungen, mit denen die Ameisen zusammenleben, sind nicht sehr weit von der ihren getrennt, zum Teil sind es sogar wieder Ameisen. Die rote Ameise hält sich schwarzgraue Ameisen als regelrechte Sklaven. Sie kann ihre Brut nicht selbst versorgen und unternimmt darum Kriegszüge gegen jene Ameisenart, erbeutet deren Larven und Puppen und läßt diese von den schon vorhandenen Sklaven zugleich mit der eigenen Brut zu künftigen Sklaven aufziehen. Der Sklave muß den Herrn nicht nur gelegentlich tragen, sondern auch beständig füttern, denn dessen Freßwerkzeuge sind zu unvollkommen, als daß er sich selbst zu ernähren vermöchte. Andere Ameisen gibt es, die keinen eigenen Bau schaffen können, die leben dann in den Bauen anderer Ameisen und benehmen sich zum Teil gegen sie wie Haushunde gegen den Menschen, zum Teil

auch unterhöhlen sie den Bau ihrer Wirte und rauben deren Larven und fressen sie. Es gibt auch verschiedene Gäste unter den Ameisen, die sie pflegen und hegen oder doch dulden, von denen sie aber zuweilen arg ausgebeutet werden. Mehrere Käfer, die gar nicht selbständig leben können, weil sie augenlos sind, werden von den Ameisen gepflegt, weil ihre Drüsenhaare einen Saft aussondern, den sie lieben, und dieser Rauschtrank gilt ihnen so viel, daß sie nicht nur ihre eigene Brut von jenem Gaste fressen lassen, sondern ihn selbst zu ihren Brutklumpen bringen, damit er davon verspeise, so viel er will. Besonders merksam ist das Verhältnis der Ameisen zu den Blattläusen, ihren „Milchkühen". Es handelt sich auch da um den Saft, den diese aus dem Hinterleibe absondern. Die Ameisen verfahren mit den Blattläusen ganz wie wir mit unsern Haustieren, sie bringen sie von einem absterbenden Ast behutsam auf bessere Weide, umgeben sie mit einem Gehäuse aus Erde und anderen Baustoffen wie mit einer Hürde und tragen ihre Larven in die eigenen Nester und pflegen sie da. Um sie zur Abgabe ihres Saftes zu veranlassen, streicheln und klopfen sie sie mit den Fühlern, „melken" sie gewissermaßen.

Die Anwendung auf die menschlichen Staaten ist leicht. Von Parisitismus, wie er beim Bandwurm so offensichtlich ist, kann man überall dort sprechen, wo eine höherrassige (lichtere) Bevölkerung der mörderischen Gier einer Gruppe von niedrigerer (dunklerer) Rasse verfallen ist. Von den Judengegnern wird namentlich das Verhältnis des jüdischen Volkes zu dem seines Wirtvolkes als ein parasitisches gekennzeichnet. So viele äußere Anzeichen hierzu tatsächlich eine gewisse Berechtigung geben, ist doch zu berücksichtigen, daß die Juden als Gesamtheit nur dunkler sind als die Besten ihrer Wirtvölker, der Deutschen, Engländer, Franzosen, Italiener zumal, daß sie aber selbst in ihren Besten fast so licht sind wie die. Es kann darum Fälle geben, wo die Juden in der Gesamtheit die lichteren sind. Das war so zweifellos in Südarabien, wo in vormohammedanischer Zeit mehrere kleinere Reiche von Juden beherrscht wurden; die altarabische

Poesie preist namentlich die Ehrenhaftigkeit und Ritterlichkeit eines gewissen Samaual. Auch in Armenien mögen einmal Juden die Herren gewesen sein, denn vornehme Fürstengeschlechter wie die Bagration(Bagratuni) berühmen sich da jüdischer Herkunft. Nicht ohne Grund auch wird der Chagan der Chazaren zum Judentum übergetreten sein. Damals waren die Juden unter den Tataren Südrußlands gewiß die Lichteren und wurden als die Edleren erkannt und anerkannt. Wenn wir heute Italien so offen von Juden beherrscht sehen, so muß man sich vor Augen halten, daß die Juden zu 10 v. H. blond sind, die Italiener nur höchstens zu 8 v. H., daß aber die italienischen Juden wahrscheinlich noch viel heller sind. Denn sie sind eine Auslese jener spanischen Juden, die um ihres Glaubens willen und weil ihr schon erworbener Reichtum ihnen das ermöglichte, vor der Inquisition geflüchtet sind. Es hat darum auch den Anschein, als ob sich das italienische Volk völlig ohne Widerrede in die Herrschaft der Juden schickte, als ob keiner seiner Besten irgendein Bedenken trüge, mit ihnen Seite an Seite zu stehn. Anderseit aber scheint das Wirken der Juden in Italien sein parasitisches Gepräge verloren zu haben. Männer wie Ottolenghi, Luzzato, Sonnino, der allerdings nur Halbjude ist, Lombroso haben die Achtung aller, was man von den Juden, die in Deutschland, Frankreich, England an den höchsten Stellen stehn, nicht so bedinglos sagen kann.

Wenn aber in Frankreich, England, Deutschland der Jude von einem Teil der Bevölkerung deutlich als Parasit empfunden und als solcher bekämpft wird, so ist das darin begründet, daß das jüdische Volk hier in größerer Masse sitzt und weniger gesiebt ist, deshalb der Anspruch seiner stärksten Begabungen auf Herrschaft in Widerspruch steht mit dem nichts weniger als herrenmäßigen Gebaren der Mehrzahl. Noch auch fühlen sich Engländer, Franzosen und Deutsche, wenigstens in ihren völkischen Gruppen, begabt genug, fremdvölkischer Führer entraten zu können. Anderseit aber gibt es schon große Haufen von Mitengländern, Mitfranzosen und Mitdeutschen, de-

ren Rasse so niedrig ist, daß der „Parasit" ihnen gegenüber die höhere Art darstellt und somit ihr natürlicher Herr ist. Darum blicken die Arbeitermassen zu ihrem jüdischen Führer wie zu ihrem Gotte auf, empfangen von ihm die Weisungen und folgen ihm ohne den geringsten eigenen Gedanken. Und die Universitätprofessoren, die namentlich in Deutschland sehr minderrassig sind — kaulquappenköpfig wie Nickelmann — beugen sich willig der Intelligenz ihrer jüdischen Schüler — denn selbst haben sie ja wirklich sehr selten das, was man Intelligenz nennt — und helfen ihnen zur Dozentur, auch in dem Fall, wenn sie „Antisemiten" sind, so daß eine ganze Reihe von Fächern bereits fest in den Händen der Juden ist. Ich schrieb darüber in meiner „Geschichte des Judentums" nach den statistischen Angaben, die mir vorlagen: „Der Zahl nach sind allerdings nur etwa ein Fünftel der deutschen Hochschullehrer ungetaufte Juden, ein zweites Fünftel sind getaufte, die sich zum Teil unter nichtjüdischen Namen und sogar unter antisemitischen Allüren verbergen, ein drittes Fünftel Halbjuden oder jüdisch versippte Nichtjuden. Von den übrig bleibenden zwei Fünfteln ist das eine durch die Gemeinsamkeit der Geschäftbelange mit der Dreifünftel-Mehrheit verbunden und in das letzte Fünftel teilen sich die Ideologen, die aber gewiß dessen größere Hälfte bilden, und die Völkischen." Man darf sich auch, wenn man die Gesamtheit der Deutschen des Deutschen Reiches ansieht, nicht wundern, daß nicht nur einzelne Gruppen Juden zu ihren Sprechern und Vertretern erwählen, sondern auch in den Ministerien Juden die Sache des ihnen fremden Volkes führen und mit dem Feinde über dessen Angelegenheiten verhandeln, an denen sie doch nur in bezug auf ihren eigenen Nutzen Anteil haben können.

Aber auch dort, wo man die Juden rein als Schmarotzer im deutschen Volkskörper betrachtet, sollte man nicht vergessen, daß ein Schmarotzer nur dann Macht über den befallenen Körper gewinnt, wenn dieser schon widerstandlos ist. Um den Vergleich mit dem Bandwurm heranzuziehen: ein wahrhaft gesunder Mensch wird kaum

je dem Bandwurm eine Stätte bieten, wo er sich entwickeln kann; seine eigenen Magen- und Darmsäfte werden ihn schon im Keime vernichten. Nistet aber einmal der Bandwurm im Leibe, so läßt sich der eine in völliger Stumpfheit geruhig von ihm aussaugen, der andere nimmt, bange vor einer zu heftigen Kur, von Zeit zu Zeit ein Mittel, das etliche hundert Glieder abtreibt, den Kopf aber sitzen und weiterhin neue Glieder sprossen läßt, nur der tatkräftige Mann trachtet den Parasiten schnell und gründlich loszuwerden. So trank ein magyarischer Landsmann von mir den Granatwurzelabsud, den er in drei Absätzen nehmen sollte, auf einmal aus; er hat darauf — freilich unter argen Schmerzen und fast mit Todesgefahr — den ganzen Bandwurm restlos „geboren", wie er sich ausdrückte.

In ein Verhältnis ähnlicher Art ist das deutsche Volk durch den in allen seinen Gauen staatlich gefeierten 9. November geraten: Frankreich zumal spielt heute an ihm die unmißverständliche Parasitenrolle.

Dennoch findet man in der Geschichte, daß solche Verhältnisse nicht von langer Dauer sind. Entweder geht der Wirt an Aushungerung zugrunde oder der Parasit an seinem Fette, auch wohl bisweilen der Parasit mit dem Wirte zugleich. Wo der Parasit diesen Untergang befürchtet und intelligent genug ist, dem zu begegnen, trachtet er den Wirt so lange wie möglich in gutem, ertragfähigem Zustande zu erhalten. Es tritt damit allmählich ein Verhältnis wie zwischen den Ameisen und ihren Milchkühen ein, doch auf anderer rassischer Grundlage. Denn der Wirt bleibt, auch wenn er als Milchkuh dient, doch immer höherrassig als der Parasit. Zwischen Frankreich und Deutschland sind nun die Rassenverhältnisse so, daß die Gesamtheit der Franzosen weniger licht ist als die Deutschen, die Lichten unter ihnen jedoch — als Ergebnis einer Auslese, als Auslandgermanen — so guten nordischen Typus haben, daß nur wenige der Besten unter den Deutschen ihre Rassenhöhe erreichen. Somit bestehn eigentlich zwei Verhältnisse nebeneinander: das von natürlichem Herrn und natürlichem Knecht und das von edlerem Wirt und

niedrigerem Parasiten. Rückblickend: als der feingesichtige, blonde und blauäugige Napoleon Bonaparte das deutsche Volk unterjochte, konnten sehr wohl viele der Besten in Deutschland in ihm den geborenen Herrscher sehen, andere ihn zwar hassen und bekämpfen, aber seinen Genius achten; die Franzosen von damals jedoch waren als Gesamtheit ebenso Schmarotzer wie die von heute als Gesamtheit.

Das Verhältnis von Herr und Knecht hat seine Abstufung je nach der Rassenart des Herrn und dem Abstand in der Rasse zwischen beiden. Wenn auch der Abstand der gleiche ist, wird der Neger sich doch anders benehmen als der Weiße. Eines scheidet vor allem den Neger, der im übrigen ein Ehrenmann, ja ein Kavalier sein kann, vom Weißen: der Neger scheut jede körperliche Betätigung, dem Weißen ist sie Bedürfnis. So gleicht der Neger, wo er Herr ist, ganz den roten Ameisen, die sich von ihren schwarzgrauen Sklaven bedienen und sogar füttern lassen. Der Neger verachtet so sehr jede „Arbeit", daß der Weiße, der unter ihm lebt, um seines Ansehens willen, auch beileibe nichts arbeiten darf; selbst der deutsche Missionar hielt sich in Afrika ein halbes Dutzend Bantu (junge schwarze Diener), um vor ihnen als Sango (Herr) zu gelten. Der Weiße kann es nicht ertragen, müßig zu sein. Wo er unter sich ist, greift er bei jeder Arbeit zu; nur unter Menschen von niedrigerer Rasse, die schon jene Verachtung der Arbeit als etwas den Herren nicht Ziemendem haben, bequemt er sich der Anschauung der Allgemeinheit an, wie jener afrikanische Missionar, und da bleiben als herrenmäßige Tätigkeiten oft nur der Krieg und die Jagd übrig, in günstigem Falle auch die Künste und sogar etliche Handwerke. Manche Arbeiten jedoch sind so durchaus verpönt, daß das Odium der Unehrlichkeit auf ihnen bis nahe an unsere Zeit heran beruhen blieb. Der Scharfrichter, der Abdecker galten solcherweise als unehrlich, und den „Komödianten" wurde das christliche Begräbnis versagt, wenn sie nicht vorher vor dem Beichtiger ihr Gewerbe abgeschworen hatten. Und wie lange ist es her, daß die ehrsame Bürgersfrau den Stuhl, worauf ein Komödi-

ant gesessen hatte, abwischte, ehe sie selbst sich darauf setzte? Auf dieselbe Weise geriet auch der Handelstand bei gewissen Völkern oder enger umgrenzten Ständen in Verachtung. Noch heute hält sich mancher Adelige für zu gut, Kaufmann zu werden. Da der Handel in den eroberten Ländern sich in den Händen der Unterworfenen befand, die immer weniger licht waren, diese aber den Handel auf ihre Weise mit allen Mitteln der Übervorteilung der noch niedriger rassigen betrieben, lernten die Herren diese Art des Betriebes verachten und vermieden, sich damit zu bemengen. Aber die rein blonden alten Griechen waren große Kaufleute und hatten namentlich in Ägypten ihre Fabriken und Faktoreien, doch auch sonst noch in aller Welt, und ingleichen waren es die ebenso rein blonden Germanen, ein Nachklang davon noch die Hansa, die von Nischni Nowgorod bis London und Bergen ihre Sitze hatte. Der alte Skandinavier war nicht nur Wikinger, der auf Raub auszog, sondern auch Kaufmann. Kopenhagen, diese alte Stadt, hat daher den Namen: Kaupmannahavn = Kaufmännerhafen.

Während demnach der Schwarze als Herr selbst gar nichts tut und sich nur bedienen läßt, ist der Weiße als Herr selbst auch tätig, wenngleich die Zahl der Tätigkeiten jeweilig eine gewisse Beschränkung erfährt. Die Sinnesart der Schwarzen und der Weißen ist ebenfalls verschieden. Der Schwarze ist ungleich weniger fühlsam als der Weiße; er bedarf darum ungleich stärkerer Eindrücke in Freude wie Schmerz. Darum gibt es niemand, der grausamer wäre als der Schwarze. Martern wie er, ersinnt kein Weißer. Man hat Italienern, die in Afrika in die Gefangenschaft der aufständischen Neger gerieten, Arme und Beine abgehackt, sie bis an die Hüften begraben, dann ihnen die Augen ausgestochen, die Höhlen mit Honig ausgeschmiert und sie so den Bienen und Wespen überlassen. Der Sklave, der mit einer Freien Ehebruch beging, wurde im Wald angebunden, wo ein Schwarm von Wanderameisen sich daherwälzte, damit er von ihn langsam aufgefressen werde; nach ein paar Tagen n nur noch das Gerippe da. Das Tier wird um so schleck

behandelt, je schwärzer eine Bevölkerung ist, um so besser, je lichter sie ist. Die ärgsten Tierquäler sind in Europa die Zigeuner; auch Süditaliener und Spanier sind berüchtigt. Daß bei uns Tierschutzvereine nötig wurden, ist ein übles Zeichen. Bei reinrassigen Norden ist freundlichgütige Behandlung des Tieres Selbstverständlichkeit. Der Weiße bedient sich nur dort grausamer Strafen, wo er durch lange Beobachtung einsehen gelernt hat, daß die Strafen, die er unter sich anzuwenden pflegte, überhaupt keinen Eindruck machen. Grausamkeit unter sich ist bei ihm Ausnahme. Die Art der Strafen gibt dem Kenner schon für sich allein Aufschluß über die rassische Art eines Volkes, wenn schon nicht der Herren, so doch der Beherrschten.

Am häufigsten ist der Herr vom Beherrschten nicht durch einen sehr großen Rassenabstand getrennt. Es folgten einander die nordischen Völker Welle auf Welle. Das neu andringende konnte stets erst dann in einem Lande festen Fuß fassen, wenn sich die Rasse seiner Herren erschöpft hatte, wenn das neue Volk lichter war. Ein Beispiel: Die vorgriechische sogenannte minäische Bevölkerung Griechenlands war sicherlich ursprünglich blond. Bei Homer ist ja xanthos (rotblond) stehendes Beiwort für alle die achaiischen Helden, und auch Radamanthys, der Bruder des Königs Minos von Kreta, heißt ausdrücklich so, ingleichen, bei Hesiod, Minos' Tochter Ariadne. Aber die farbigen Bildnisse, die die Ausgrabungen zu Knossos bloslegten, zeigen neben blonden auch brünette Typen. Die Griechen, die in zahlreichen Schwärmen von Norden kamen, waren wieder rein blond und blieben das in der Schichte ihrer Freien noch bis um 200 v. Chr., obwohl schon Aristoteles (um 320) bemerkt, daß das Haar im späteren Alter nachdunkle und nur der Bart blond bleibe. Zu Aristoteles' Zeiten wurden die Makedonen die Herren über die Griechen und ferner über die ganze Levante. Sie waren wieder rein blond. Sie waren im übrigen gering an Zahl, zerstreuten sich bis nach Indien und Baktrien und sprachen griechisch. Sie müssen also mit gemeint sein, wenn um 100 v. Chr. die Griechen colorati

(brünett) genannt werden. Ein halbes Jahrhundert später fand Cicero keinen „schönen" Jüngling mehr in Athen. So entnordischt war damals das griechische Volk. Seine Herren waren jetzt die Römer, die zu der Zeit noch blond waren und das von Horaz überlieferte Sprichwort hatten: „Der ist schwarz, vor dem hüte Dich, Römer." Nach den Römern, deren Rasse sich schon bald danach erschöpfte, kamen als Herren die blonden germanischen Kreuzfahrer, die eine ganze Reihe von Herzogtümern in Griechenland errichteten.

Zu einer vollständigen Versklavung der Unterworfenen kommt es nur bei den Schwarzen, bei den Weißen stets nur zu einer bedingten. Je näher der Unterworfene in seiner Rasse dem Sieger steht, um so milder ist dessen Herrschaft. Dies schon deshalb, weil der Sieg mehr mit einem Ausgleich als mit einer völligen Unterwerfung schließt. Der noch ziemlich lichte Stammsässige steht dem lichteren Sieger, der stets nur in beschränkter Zahl kommt, als nicht zu verachtende Masse gegenüber und verstärkt deren Gewicht durch seine Begabung, die ihn jede Schwäche des Siegers erkennen und benützen läßt. So wird nur ein Teil der Besiegten wirklich verknechtet, die andern bilden einen breiten Stand, der persönlich frei und nur staatlich fürs erste rechtlos ist, allmählich aber immer mehr staatliche Rechte und zuletzt zumeist die Gleichberechtigung zu erlangen weiß, allerdings schon in Zeit, da der Sieger sehr viel von seiner ursprünglichen Rasse verloren hat oder zu einem ganz kleinen Haufen zusammengeschmolzen ist. Der oft beobachtete Aufstieg von unten, der zu dem Ideologismus den Anlaß gab, in den untersten Schichten sei der stete Urbronnen eines Volkes zu sehen, ist auf diese Weise zu erklären. Der Vorgang der Überschichtung eines Volkes durch lichtere Sieger hat sich allenthalben viele Male wiederholt. Auch in Griechenland waren sicherlich die Minäer nicht die ersten, die das Land besetzten.

Es ist der natürliche Vorteil des Herrn, seinen Knecht in gutem, arbeitfähigem Zustand zu erhalten. Selbst dort, wo der rassische Abstand von ihm groß ist, behandelt

er ihn mit Wohlwollen und Fürsorge. Bis zu dem großen Amoriter Hammurapi — die Amoriter waren Blondlinge — verfolgt man in den Gesetzen diese Haltung gegen den Sklaven. Das jüdische Gesetz gibt uns den Nachklang der hammurapischen Gesetze. Aber in seinem Wohlwollen gegen den Sklaven liegt eine schwere Gefahr, die er nur in seltenen Fällen erkennt. Überall ist ihm der Sklave auf Leben und Tod in die Hand gegeben, damit er allzu krasser Unbotmäßigkeit begegnen kann. Er ist ihm wie an äußerer Macht so auch an geistiger Begabung weit überlegen. Überlegenheit steigert noch die angeborene Gutherzigkeit, läßt Härte, auch wo sie herausgefordert wird, leicht als Ungerechtigkeit erscheinen. So betrachtet der Weiße oft den Sklaven als eine Art Haustier und versieht sich weder seiner Tücke noch seiner bloßen Begabung. Die Begabung pflegt er sogar mit Freuden zu beobachten, er verwundert sich darüber, überschätzt sie darum und fördert sie, ohne zu bedenken, daß er sich damit Wettbewerber erzieht, die ihm gefährlich werden können, zumal sie als Sprößlinge einer dunkleren Schichte kaum jemals von deren bastardischen Trieben frei sind. Es kommt stets sehr bald dazu, daß begabte Sklaven frei gelassen werden und weiterhin in immer höhere Schichten aufsteigen und das Blut ihrer dunkleren Schichte — sie selbst können rein blonde Entmischlinge sein — in jene bringen, deren Rassenkraft somit herabdrücken.

Versuche, sich des Blutes der Unterworfenen zu erwehren, wurden vielfach gemacht. Der Arier in Indien schied die Unterworfenen scharf von sich. Es ist das bekannte Kastenwesen. Kaste heißt im Sanskrit Varna, d. i. Farbe. Die Brahmana und die Kschatrija waren die hochrassigen Weißen, alle andern Farbige. Wir haben zu wenig Nachrichten, um genau sagen zu können, zu welcher Zeit auch die Brahmana und Kschatrija ihre Blondheit und ihre weiße Haut verloren. Heute kommen reine Blondlinge unter ihnen überhaupt nicht mehr vor, blaue oder graue Augen sind äußerst selten; die Haut ist wohl lichter als die der untern Kasten, aber nicht mehr weiß. Nur der edle Gesichtschnitt hat sich noch bei vielen von

ihnen erhalten. Man kennt das Bild Rabindranaths, der den hohen Titel Tagore (Thakur) führt.

Am klarsten sahen die Spartaner in der „Sklavenfrage". Sie trafen bei ihren Sklaven anders als die andern, die den Tüchtigen zu ihrem eigenen Schaden förderten, eine umgekehrte Auswahl. Alle, die freiheitdurstig waren, wurden durch ein heimliches Verfahren (Krypteia) unauffällig beiseite geschafft. Einmal in arger Not, da man befürchtete, die Sklaven könnten im Lande einen Aufstand erregen, versprach man allen jenen, die mit den Herren gegen die Feinde ziehen wollten, die Freiheit. Viele meldeten sich. Man wußte nun, vor welchen man auf der Hut zu sein hatte. Sie verschwanden. In der Tat hielt sich Sparta, dessen Frauen noch lange allgemein die „blonden Lakedämonierinnen" hießen, am längsten von allen griechischen Staaten. Aber seine edeln spartiatischen Familien schmolzen immer mehr zusammen; man ergänzte sie, indem man mehrere tausend Familien aus dem Stande der freien, aber staatlich rechtlosen Periöken aufnahm und gab sie damit zu dem äußeren Rassetod des Aussterbens auch noch dem inneren der Rasseverschlechterung preis.

Die Stellung der Frau

In der konstitutionellen Monarchie des Bienenstaates ist das Oberhaupt stets ein Weibchen, die „Königin". Die Arbeitbienen selbst sind Weibchen, allerdings verkümmerte, die für die Fortpflanzung untauglich sind, dazu auch gar nicht wieder tauglich gemacht werden können. Auch in der Republik der Ameisen sind die Arbeiter verkümmerte Weibchen, die sich ebenfalls nicht fortzupflanzen vermögen.

Bei den Menschen ist der Mann das staatbildende Wesen; die Frau wirkt im höchsten Falle nur bei, und steht sie gelegentlich an der Spitze, so war die Ursache zumeist eine willkürliche Bestimmung ihres Hauses, das sich die Herrschaft sichern wollte, gleichgültig ob in männlichen oder weiblichen Sprossen. Es fragt sich aber, ob der heu-

tige Zustand, der übrigens in der immer weiteren Ausbreitung des Frauenstimmrechts ein bemerkenswertes Schwanken zeigt, nicht das Ergebnis eines ausgetragenen Kampfes zwischen männlicher und weiblicher Begabung ist. Es wird die Behauptung aufgestellt, dem Vaterrecht sei das Mutterrecht vorangegangen, und man weist auf die Sagen von Amazonenstaaten hin, die sich in den alten Überlieferungen noch mehrfach finden. Man erinnerte sich auch, daß es im Alten Testament heißt (Gen. II, 24): „Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen, und sie werden sein ein Fleisch", was nichts anderes besagt, als daß der Mann in die Stammesgenossenschaft des Weibes trat. Und nicht Adam gibt den Söhnen den Namen, sondern Eva.

Das genügt jedoch nicht, anzunehmen, daß tatsächlich irgendeinmal in irgendeinem Volke die Herrschaft von den Frauen als solchen oder gar unter Ausschluß der Männer geführt worden sei. Zur Herausbildung der Sagen von Amazonenstaaten genügten wohl einzelne Fälle von Erbtöchtern, die an eines männlichen Erben Statt König waren. In Ägypten banden sich die so auf den Thron gelangten Frauen den üblichen Kinnbart unter, nicht nur die altägyptischen, sondern sogar noch die fremdbürtigen Ptolemäerinnen. Als Fürst war die Frau stets nur Stellvertreter eines Mannes. Aber das Mutterrecht im Sinne jener zwei Genesisstellen herrschte naturgemäß überall dort, wo Gemeinschaftehe oder freier Geschlechtverkehr bestand, sonach nur die Mutter sicher, der Vater aber immer unsicher war. Noch der Spruch des römischen Rechtes „mater certa est, pater semper incertus est" erinnert hieran. Gemeinschaftehe oder freier Geschlechtverkehr sind jedenfalls der Ehe vorausgegangen. Sie herrschen heute noch unter Negern und Polarmenschen, wo nicht unsere Sitten eingedrungen sind und andere Verhältnisse haben entstehn lassen. Nur der weiße Mensch gibt seiner Geschlechtlichkeit den seelischen Untergrund, wie ich im „Blonden Menschen" ausführlich genug dartun konnte, und das um so mehr, je reiner von

Rasse er ist. So findet man in der Tat die Ehe ganz in unserem Sinne schon von allem Anfang an bei den Indogermanen, die, als sie in die Geschichte traten (oder vielmehr: der Welt eine Geschichte gaben), reine Blondlinge waren. Spuren der früheren Zustände konnten sich in Sagen und Gebräuchen immerhin noch erhalten haben, der merkwürdigste von diesen das Männerkindbett, das man noch in der altfranzösischen Mär von Aucassin und Nicolete erwähnt findet. Danach hielt der Mann das Wochenbett für seine Frau, so, als habe er das Kind geboren, und empfing die Glückwunschbesuche und die Geschenke. Bei Negervölkern hat sich dieser Brauch bis in die jüngste Zeit erhalten. Er besagt, daß der Mann die Rechte der Frau übernommen habe, daß somit solche Rechte vorangegangen sein müssen. Die weiße Menschheit ist ja sicherlich aus schwarzen Menschen entstanden; deren Gebräuche konnten sich noch jahrtausendelang erhalten, als schon die Grundlagen dafür fehlten und vergessen waren, wie dies bei Gebräuchen so häufig der Fall ist. Von hier aus ist die Frage des Mutterrechtes und weiterhin die Stellung der Frau unter den Weißen zu beurteilen. Das eigentliche Mutterrecht liegt in der Zeit der dunkelhäutigen Vorfahren der Weißen, nur sonderbare Erinnerungen mahnen daran; soweit wir jedoch die weiße Menschheit zurückverfolgen können, hat sie keine Gemeinschaftehe, keinen freien Geschlechtverkehr als gesetzliche Ordnung mehr gekannt und auch kein Mutterrecht.

Die Stellung der Frau bei den Schwarzen schwankt zwischen der des Luxustieres und der des Arbeittieres ohne Übergang. Bei den Gelben ist das, soweit sie höhere Kultur besitzen, ebenso der Fall; bei den kulturlosen tut sie mit dem Manne die Arbeit und zwar geradezu jede ausnahmlos und ohne bestimmte Arbeiten für sich allein zu haben. Die Frauen des Negerhäuptlings werden zu solcher Unförmlichkeit gemästet, daß sie schon dadurch zu jeder Arbeit unfähig sind, obwohl es gelegentlich kommen kann, daß eine Frau das Oberhaupt eines Negerstaat wird. Ganz ohne Intelligenz braucht auch eine so

fettete Frau nicht zu sein. Der vornehmen Chinesin hinwider werden die Füße verunstaltet, so daß sie kaum ein paar Schritte zu gehn vermag; auch sie ist schon damit von jeder anderen als geistigen Betätigung ausgeschaltet. Der gewöhnliche Neger aber läßt alle Arbeit von seinen Frauen tun, deren er ja gewöhnlich mehrere hat. Jede Frau hat ihre besondere Hütte und darum herum ihr Feld, das sie bestellen muß. Sie hat für alles zu sorgen; er geht höchstens auf die Elefantenjagd oder sucht Ebenholzbäume, um mit den Weißen in der Küstenstadt Geschäfte zu machen und für das erhaltene Geld sich Schnaps oder, wenn er eine idealere Natur ist, ein rot und gelbes Dibato (Lendentuch) zu kaufen. Mit Geburten beschwert er die Frau nur jedes dritte Jahr; so lange säugt sie das letzte Kind. Im übrigen aber ist er dazu verhalten, keine zu versäumen und seine Gunst genau auf alle zu verteilen. Da „Liebe" bei ihm nur in sehr seltenen Fällen mitspricht, sondern es sich nur rein um die Auswirkung des Triebes handelt, läßt sich eine solche Ordnung leicht aufrecht erhalten. Auch bei dem Polaren hält sich die Beziehung der Geschlechter im Tierischen, und das sind jedenfalls gesunde Zustände.

Bei allen mischrassigen Völkern kommt es zu einer eigentümlichen Umwertung der Frau. Mit dem lichten Blutteil ist etwas von dem eingeflossen, was wir Weiße „Liebe" nennen. Das rein Tierische der Auswirkung des Triebes wird zur Wollust verfeinert; es wird mit dem Vorspiel der Werbung und mit allerlei kulturellem Zierat umgeben. Während dem Neger und dem Polaren das Weib nur dann Weibchen ist, wenn er sich mit ihm vereinigt, ist es dem Bastard zu jeder Zeit Weibchen. Man hat gesagt, der Neger denke nur an das faire l'amour; er soll dazu auch jederzeit die Fähigkeit besitzen, was einigermaßen Fabel sein mag. Der Bastard besitzt diese Fähigkeit jedenfalls nicht, stellt aber doch sein ganzes Denken auf das Weibchen ein. Ihn kennzeichnet die hinausgedehnte und darum so oft erheuchelte Brunst. Das Weib aber, dem er dem Augenscheine nach sein ganzes Leben und Streben widmet, das er „vergöttert", ist bei ihm im

Grunde nichts anderes als das Luxustier des Negers. Ob dieser seine Weiber bis auf mehrere hundert Pfund mästen läßt, jener die seinen mit Gold- und Edelsteinschmuck behängt, in die kostbarsten Stoffe, Spitzen und Pelze hüllt, ist ganz dasselbe. Daß auch das mischrassige Luxusweib seine Intelligenz behalten kann, dafür sind Zeugnisse die vielen „Mätressen" (Herrinnen), die ihren Herrn, der sie versklavte, zum Sklaven machten.

Bei allen mischrassigen Völkern besteht jedoch daneben die Stellung der Frau als Arbeittier fort. Freilich haben die nordeuropäischen Verhältnisse, die der Frau eine andere Stellung gaben, tiefhin nach Süden und unter die gelben Völker gewirkt, so daß wir die Zustände nur noch selten ganz rein vorfinden. Auch macht sich in den Mischvölkern des Südens der nordische Mischteil noch in der Hinsicht geltend, daß der Mann ebenfalls manche Arbeit leistet, nicht nur allein den „Herrn" spielt. Aber in dem weltabgeschiedenen Montenegro, das noch sehr urtümliche Zustände bewahrt hat, läßt der Mann alle Arbeit die Frau tun, nicht nur die häusliche, sondern auch die auf dem Felde draußen. Sie muß alle Lasten tragen, er geht daneben her, mit seiner langen Puschka über dem Rücken und seinen Waffen im Gürtel, oder er reitet gar. Es fällt ihm gar nicht ein, auch bei noch so schwierigem Wege der Frau einen Teil der Last abzunehmen. Arbeittier ist die Frau auch in den meisten mohammedanischen Ländern. Einen Harem, worin sie wieder nichts als Luxustier ist, hat nur der Reiche. Die Vielweiberei der Muslimen ist bei den Armen weit entfernt von der sprichwörtlichen orientalischen Üppigkeit. Wie oft sah ich den muslimischen Albaner mit seinen zwei Bulen — Bula heißt die muslimische Frau — vom Felde heimkehren, beide mit braunen, verrunzelten Gesichtern und arbeitmüden Augen, recht wie Zugtiere, die vom Acker heimkommen. Erblickten sie dann den Fremden, so zogen sie schnell ihr Tuch vor und kehrten sich um, während ich vorüberging. Der arme Muslim hat mehrere Frauen nur, weil er sie zur Arbeit braucht.

Der muslimische Völkerkreis besteht aus ziemlich brau-

nen Mischlingen; die Albaner sind wohl noch die lichtesten darunter. Die Stellung der Frau ist darum im allgemeinen dieselbe wie bei den Negern, nur mit den Unterschieden der Gesittunghöhe. Als Weibchen überwertet wird sie nur von den Reichen, die ganz naturgemäß die noch am meisten nordischen sind, anderseit aber ganz als Sache betrachtet und darum aus dem öffentlichen Leben ausgeschaltet. Das war im alten Arabien vor Mohammed noch nicht so. Eine ganze Reihe von bedeutenden Frauen leben in den Gedichten und Mären jener Zeiten fort. Aber damals waren eben die Araber, wenigstens ihre Edeln, noch keine braunen Beduinen wie heute, sondern weißstirnig, mit schlichtem Haar, hohen gebogenen Nasen und zu ganzen Stämmen blondbärtig und blauäugig. (Die Einzelheiten hierüber findet man in der Einführung zu meiner Übertragung der beiden „Arabischen Preisgedichte" — Aus fremden Gärten, Heft 65 — und in „Genie und Rasse. Altertum".) Schon Mohammed soll den Schleier eingeführt haben, der die Frau vor den Augen jedes Fremden verhüllt; verharemt wurde die Frau erst im weiteren Verlaufe der Entwickelung. Zwei nordische Empfindungen veranlaßten die Verharemung der Frau. Die erste ist das Schamgefühl, das dem nordischen Manne verbietet, über sein eigenes geschlechtliches Leben zu sprechen. Das geht bei den Muslimen so weit, daß es für äußerst unanständig gilt, jemand nach dem Befinden seiner Frau zu fragen; wer, unkundig, diese Frage tut, erhält keine Antwort. Sie besitzen sonst eine sehr reiche laszive Poesie; selbst der würdige Sa'di hat für seinen Fürsten Gedichte höchst bedenklichen Inhalts gemacht. Die eigne Frau jedoch bleibt völlig aus dem Spiel. Die zweite nordische Empfindung ist die: daß die Frau nicht als Geschlechtwesen über die öffentlichen Angelegenheiten bestimmen darf. Auch im Orient konnte es nicht vermieden werden, daß gelegentlich eine „Mätresse" größten Einfluß auf ihren Herrn und mittelbar auf die Geschicke des Landes gewann, aber dennoch wird der Orientale das europäische chercher la femme (besser müßte man sagen: femelle) einfach nicht verstehn.

Die Stellung der Frau bei den reinrassigen Norden ist durch ihre körperlichen und seelisch-geistigen Eigenschaften bestimmt. Bei den Weißen sind die sogenannten zweiten Geschlechtmerkmale ungleich stärker ausgeprägt als bei den Schwarzen und Gelben. Es fällt schwer, Neger und Negerinnen, Eskimomänner und Eskimofrauen auf die bloßen Gesichtzüge hin zu unterscheiden. Selbst der Bart ist bei den Männern sehr schwach und wächst erst spät. Vollen lang wachsenden Bart hat nur der weiße Mann. Auch in der Gestalt stehn Neger- und Polarweiber dem Manne viel näher. Nur die weiße Frau hat fast bis an die Kniekehle reichendes lockiges Haar, eine schlanke Mitte und ein breites Becken, straffe, edel geformte Brüste, ein volles Gesäß, wie es an der Aphrodite kallipygos (der schönsteißigen) bewundert wurde. In Zeiten, da das Gefühl für die Rasseeigentümlichkeiten noch wach ist, die Rassenhöhe jedoch von der Mehrzahl nicht mehr erreicht wird, werden diese Merkmale gern übertrieben oder vorgetäuscht: die Frauen schnüren sich zur „Wespentaille", vervollständigen ihren Haarwuchs durch Zöpfe aus ausgegangenen eigenen oder gekauften fremden Haaren, wickeln sich Papillotten in die glatten Strähnen oder brennen sie zu den gewünschten Wellen, binden sich falsche Brüste vor, verbreitern die Hüften durch Vertugaden, tragen wohl gar Gestelle, um den Sitzteil unmäßig stattlich erscheinen zu lassen — schon im Mittelhochdeutschen heißt es: unde si truogent soumen (Säume, Binden) umbe den ars — oder dem Bauche eine Schwellung zu geben, daß er wie dauernd schwanger erscheint, wie man das an Lukas Cranachs Schönheiten sieht. In Zeiten der Rassenverelendung wie die heutige, heben sie den Mangel an jenen Merkmalen hervor oder trachten sie zu verbergen, wenn sie sie haben: die Haare werden abgeschnitten und dann kraus gebrannt (Ruschelkopf), die „Taille" ist verpönt, Brüste und Gesäß desgleichen, und nur die zu Weiß und Rosa aufgeschminkte Haut, das zu Blond oder Rot entfärbte Haar erinnern daran, daß hier augenscheinlich vor Zeiten eine weiße Herrenschicht das Schönheitideal bestimmt haben muß, wie

man das auch noch an den pfirsichblütenfarb geschminkten Türkinnen, Chinesinnen und Japanerinnen feststellen kann.[1]

Wie körperlich durch die zweiten Geschlechtmerkmale, so ist die weiße Frau dem weißen Manne gegenüber auch seelisch-geistig eine besondere Selbheit. Ihre geistige Anlage erreicht in vielen Fällen die Höhe der seinen, sie bewahrt sich dazu viel länger die geistige Jugend und damit Beweglichkeit und Aufnahmefähigkeit, so daß sie in mancher Hinsicht dem Manne überlegen sein kann. Selbst Genie ist der weißen Frau bisweilen gegeben. So viele Dichterinnen, Malerinnen, Herrscherinnen bezeugen das. Beim weiblichen Genie allerdings verschwimmt nicht selten die weibliche Eigenart; etwas Männliches ist den meisten genialen Frauen eigen. (Wie hinwider sehr vielen genialen Männern etwas Weibliches.) Vor allem bestimmend ist das Verhalten der weißen Frau zu ihren Kindern. Auch die schwarze und gelbe Frau pflegt die Kinder gewöhnlich sorgfältig, ja verhätschelt sie, aber kümmert sich nur um den Körper und läßt von ihrer Sorgfalt und Pflege ab, wenn das Kind nicht mehr an ihrer Brust oder auf ihrem Rücken hängt. Noch bei den so stark aufgehellten Süditalienerinnen ist das allgemein: sie können sich in ihrer „Affenliebe" nicht genug tun mit ihrer Zärtlichkeit für das Bambino; das kaum zehnjährige Mädchen, den siebenjährigen Knaben verkuppeln sie schon an den fremden „Inglese", der ihnen das Kind zum Geldquell macht. Die nordische Mutter bleibt mit ihren Kindern seelisch-geistig verbunden bis zu ihrem letzten Herzensschlag. Das Wort „Mutter" hat in keiner Neger- oder Polarensprache den Inhalt, den Seelenklang wie in der unsern.

Die nordische Frau stellt ihre ganze Begabung in den Dienst ihres Mutterseins. Überall darum in den alten Gesittungen der weißen Völker treffen wir die Frau als Mutter, als Erzieherin des Nachgeschlechts. Das denk-

[1] In der Zeit der vorgriechischen Minäer (vgl. S. 26), die damals jedenfalls schon mischrassig gewesen sind, schnürten sich die Frauen und trugen Reifröcke fast wie im Rokoko.

würdige Beispiel ist Cornelia, die „Mutter der Gracchen", diese hochgeistige Frau, die die Hand des Königs Ptolemäus von Ägypten ausschlug, um sich allein ihren heranwachsenden Kindern zu widmen: diese waren ihr „Reichtum" vor der Freundin, die ihr ihre Edelsteine und andere Schätze wies. Frauen dieser Art schildern uns die großen altindischen Epen, die griechischen Überlieferungen, die herrlichen isländischen und norwegischen Sagas. Damit aber wurde das Reich der Frau das Haus. Dort wirkte sie; in der Öffentlichkeit sah man sie nur bei Festen. Dies schloß natürlich nicht aus, daß die Frau am staatlichen Leben Anteil nahm. Sie war in jeder Hinsicht Genossin ihres Mannes, nahm teil an allen seinen Belangen. Ich erinnere nur an die Stellen in Tacitus' „Germania", wonach die Germanen glaubten, daß etwas Heiliges und Vorahnendes dem Weibe eigen sei und daß man darum dessen Rat befolgen und dessen Antworten wohl beachten müsse. Schon bei der Hochzeit mahnten sie die Waffenstücke, die sie von ihrer Seite als Morgengabe dem Mann brachte, daran, daß auch sie teilnehmen sollte „an heldenhafter Gesinnung und an den Wechselfällen des Krieges". Wie die nordische Frau, wenn es Not war, auch selbst den Männern im Kampfe beistand, schildert vor allem der Grieche Timagenes (um 50 v. Chr.), anscheinend mit etwas komischer Übertreibung. Danach teilte die hochgewachsene, blauäugige Gallierin — vielleicht sind aber nicht mehr Gallier, sondern schon Germanen gemeint — mit ihren weißen Ellbogen und ihren Füßen wahre Katapultenschläge aus. Tacitus berichtet von den Germaninnen, daß sie in mehr als einer Schlacht die durchbrochenen oder wankenden Reihen wieder zum Stehen gebracht hätten, indem sie die Krieger beschworen und ihre mütterlichen Brüste entblößten.

Diese geistig-leibliche Einheit der nordischen Frau wird durch das Einströmen dunkleren Blutes wesentlich durchbrochen. Während die rein nordische Frau gar wohl die Überlegenheit des Mannes als schöpferischen Geist erkennt und ihn gerade seiner Geniekraft wegen achtet und ehrlich bewundert, fühlt sich die mischrassige Frau sehr

leicht dem Manne ihres Kreises überlegen. Sie ist ja schon als Frau die jugendlicher bleibende, die beweglichere, aber überall auch läßt sich bei Bastardvölkern beobachten, daß die Frau viel länger etwas von der höheren Rasse bewahrt als der Mann: es gibt viel mehr „schöne" Jüdinnen als Juden. Gerade auch bei den Juden ist die größere Geistigkeit der Frau ebenso auffällig. Hier hat man die rassische Grundlage der „Frauenbewegung".

Der rein nordische Mann will nur eines: daß jeder Mensch seine Anlagen voll zur Entfaltung bringe. Das ist sein eigenes Glück, das glaubt er auch das Glück jedes andern Menschen. Wo in einem Staatswesen die blonde Rasse noch vorwiegt, steht der Betätigung der Frau auf allen Gebieten, wofür sie sich tauglich fühlt, nichts entgegen. An mittelalterlichen Universitäten lehrten schon einzelne begabte Frauen, was am Ende des 19. Jahrhunderts als große Errungenschaft der Frauenbewegung gepriesen wurde. In Schweden, das in seiner Oberschichte ziemlich rein blond ist, konnte Sonja Kowalewska, die berühmte russische Mathematikerin, schon um 1885 einen Lehrstuhl an der Universität Upsala übertragen bekommen. Der rotblonde Björnstjerne Björnson ward aus seinem echtnordischen Gefühl heraus ein unentwegter Vorkämpfer der Frauenrechte. Aber wer die Menschheitbewegungen nicht nur als leidenschaftlicher Parteimensch, also von seinem Gefühl aus, betrachtet, sondern auch mit dem klaren Auge des Menschenkundlers, wird leicht erkennen, daß die Grundlage der neueren Frauenbewegung durchaus nicht das nordische Wesen ist, sondern im Gegenteil das typisch bastardische. Dies haben die englischen Suffragettes offen dadurch bekundet, daß sie — nicht auf irgendwelche wissenschaftliche Forschungen hin, sondern aus ihrem Blutgefühl heraus — gelegentlich verlangten, die blonden Frauen sollten von der Zucht ausgeschlossen werden. Die Bilder dieser „Wahlrechtmegären" zeigen, daß sie in der Tat nur sehr selten nordische Menschen sind. Dagegen haben die großen Vorkämpferinnen der Frauensache, die auf den Weltfrauenkongressen leitende Stellen einnehmen, oft genug schöne nordi-

sche Gesichter mit hellen Augen und feinen gebogenen Nasen. Würden sie sich die Frauen, für die sie kämpfen, etwas näher ansehen, so stünden sie vielleicht von ihrem ideologischen Kampfe ab.

Es stehn einander in der Frauensache zwei Meinungen schroff gegenüber: nach der einen ist die Frau in jeder Hinsicht gleich veranlagt wie der Mann, nach der andern ist sie ein tiefer stehendes Wesen. Möbius sprach vom „physiologischen Schwachsinn" des Weibes. Eine Vermittelung bildet die Meinung, die Frau sei nur durch Jahrtausende „unterdrückt" worden; wenn sie frei werde, werde sie sich zur vollen Ebenbürtigkeit mit dem Manne „entwickeln". Das ist ideologisch, nicht naturwissenschaftlich gedacht. Die Stellung der Frau in den jeweiligen Völkern ist wie alles Seiende die Diagonale eines Kräfteparallelogramms. Tatsächlich hat die ganze Frauenbewegung durchaus keine neuen Kräfte in der Frau befreit. Daß jetzt die Frau eine Anzahl von Berufen ergreifen kann, die ihr um 1850 herum noch verschlossen waren, ist etwas rein Äußerliches. Die meisten dieser Berufe erfüllt die Frau mehr schlecht als recht. Im germanischen Mittelalter hatte die berühmte ärztliche Hochschule von Salerno stets auch weibliche Lehrer der Gebärkunde. Der ärztliche Beruf wurde der Frau jetzt wieder erschlossen, aber man sieht die Ärztinnen doch weit hinter den Ärzten zurückstehn: wo eine Krankenkasse männliche und weibliche Ärzte hat, für den Einzelnen also nur das Vertrauen zu dem betreffenden Arzte entscheidet, werden allenthalben die männlichen Ärzte bevorzugt. Die zahllosen Schriftstellerinnen und Malerinnen sind ein besonders deutliches Zeugnis für die Begrenztheit der weiblichen Schöpferanlage. Sie kommen über ein gutes Handwerk nicht hinaus. Eine Selma Lagerlöf aber, die einer der größten Dichter aller Zeiten ist — ich sage mit Absicht Dichter — ist nicht die Frucht der Frauenbewegung, sondern trat neben dieser auf.

Es soll dabei nicht verkannt werden, daß etwas Nordisches auch in dem Kampfe für die Gleichberechtigung der Frau im öffentlichen Leben ist. Denn in mischrassigen

Völkern, wozu die Deutschen, Engländer, Skandinavier und Juden gehören, diese die Hauptherde der Bewegung, behält, wie ich erwähnte, die Frau etwas länger etwas von der höheren Rasse bei. Nun war in diesen Völkern die Frau im Laufe der letzten Jahrhunderte schon überaus stark verharemt worden. Man denke nur daran, was alles ein „wohlerzogenes" Mädchen nicht durfte. In Frankreich und Italien war wenigstens die verheiratete Frau, wenn sie auch noch so jung war, in vieler Hinsicht frei; in Deutschland, England und in den skandinavischen Ländern, die in ihrer Gesittung ja ganz von Deutschland abhingen, nicht einmal die. Zuerst befreite sich die skandinavische Frau, die zugleich die nordischste war, und in ihrer ziemlich rein nordischen Umgebung auch nicht zu viel Widerstand fand. Die geistigen Führer standen alle an ihrer Seite. In Deutschland brach erst die Wandervogelbewegung die Schranken der kleinlichen bürgerlichen Sitte nieder. Es war mir eine Freude, auf Wanderungen durch Thüringen immer wieder jungen Mädchen zu zweien oder mehreren zu begegnen, die ohne „Gardedame" durchs Land zogen. So etwas wäre zu „meiner Zeit" noch nicht „möglich" gewesen. Und fast alle diese Mädchen hatten frische rosige Gesichter und helle Augen und hübsches Haar.

Diese Befreiung der Frau, die den besten, den nordischsten Teil der Deutschen betraf, gab auch dem Verhältnis der Geschlechter zueinander wieder die ursprünglich nordische Art. Es wird nicht mehr ständige Brünstigkeit geheuchelt oder befürchtet; auch auf stundenlangen Wanderungen kommt es zu keinen Verfänglichkeiten. Ja, selbst auf die jungjüdische Bewegung hat dies übergegriffen. Auch die jüdischen Wandervögel werden von ihren „Wächtern" (Schomrim) von der Geschlechtlichkeit abzulenken gesucht, die sonst bei den Juden als viel tiefer Mischrassigen besonders stark hervortritt; allerdings sagte mir ein solcher Wächter, wie schwer das sei, denn wenn er seine jungen Burschen und Mädchen auch noch so müde hetze, sowie gelagert würde, käme es sofort zum Geplänkel, und wenn ich mich recht erinnere, so sagte er, die Mädchen seien es, die begännen.

Hiermit hängt zusammen die Beurteilung des unehelichen Kindes. Nach dem Begriff der reinrassigen Norden ist verachteter „Bastard“ nur der Sproß aus unebenbürtiger Verbindung; ein solches Kind sollte stets der „ärgern Hand“ zufallen. Im übrigen sind Sprossen von Nebenweibern, sofern diese ebenbürtig waren, jederzeit zu den höchsten Stellen im Volke gelangt. Kein Makel haftete ihnen an. Die rein nordische Frau wird niemals die andere verurteilen, die ein Kind außer der Ehe gebar und ehrenhaft großzieht. Erst die kleinliche „bürgerliche Moral“, deren pharisäischer Tugendstolz mit der Mischrassigkeit ihrer Träger zusammenstimmt, hat die ledige Mutter und ihr Kind der Schande preisgegeben, während doch das Mädchen, das ein Kind gebiert, sicherlich „anständiger“ zu nennen ist als das andere, das ebenfalls einen Liebhaber hat, aber das Kind verhindert. Im Wesentlichen nordische Menschen wissen überdies ihren Trieb zu zügeln, vor allem aus Achtung der Persönlichkeit des andern, auch ist ihnen die geschlechtliche Vereinigung nicht das Um und Auf der Liebe, nicht wie dem Neger die „Liebe“ selbst.

Aber neben der Befreiung eines Teiles der Frauenschaft geht die Versklavung des anderen Teiles einher. Die Stellung dieser Frauen in unseren konstitutionellen Monarchien und Republiken ist schon bedenklich nahe jener der Arbeitbienen und der Arbeiter unter den Ameisen: sie sind verkümmerte Weibchen, die nicht mehr zur Fortpflanzung kommen, ihren eigentlichen Weibesberuf somit nicht mehr erfüllen. Das Weib dringt in jeden Beruf ein und ist stolz darauf, dem Manne Stelle um Stelle abzunehmen. Aber an jeder Stelle, wo sie jetzt schafft, konnte ein Mann stehn, der sich selbst und sie mit ernährt hätte. Die freiere Auffassung der geschlechtlichen Beziehungen ermöglicht ihr wohl, ihr Leben zu „genießen“, aber nur selten läßt sie es zu Kindern kommen und kann diesen, weil sie doch im Berufe steht, fast niemals im vollen Sinne Mutter sein. Wir sind dabei schon vielfach bei Zuständen angelangt, die wieder der ursprünglichen Gemeinschaftehe und dem freien Geschlechtverkehr der dun-

kelhäutigen Vorfahren des weißen Menschen nahe kommen. Tatsächlich lebt ein großer Teil der Fabrikarbeiter in solchen mehreckigen Verhältnissen, aber auch die Schüler und Schülerinnen an einer mitteldeutschen Kunstschule, von der ich nähere Kunde habe, von Typus meist dunkle Ruschelköpfe, haben die ehemalige Bohême dahin erweitert, daß drei, vier junge Burschen mit einer Genossin, die für sie kocht, „leben". Hier wäre dann wieder das Mutterrecht am Platze, denn der Vater wird naturgemäß immer unsicher sein.

Auch diese Folgeerscheinung der Frauenbewegung, die manche beklagen, die einen, weil sie die zuletzt beregten Verhältnisse von ihrem Gesichtpunkt aus unsittlich nennen, die andern, weil sie so manches Weib, das gern Mutter werden möchte, um die Erfüllung ihres Weibtums gebracht sehen, hat eine gewisse rassische Bedeutung auf eine bessere Zukunft hin. Die hierdurch von der Zucht ausgeschaltet werden, sind eine ziemlich üble mischrassige Masse. Die mag ihre Liebe gern auf den „Genuß" beschränken und das Kind verhindern. Es sind ihrer schon längst vielzuviele. Wer von ihnen jemals mehr erwartete als nur die Vermehrung der bloßen Zahl der Mitstaatsbürger, war ein Ideologe.

Damit verbunden ist ferner die Erteilung des allgemeinen Wahlrechts auch an die Frauen. In England kämpften die erwähnten Suffragettes dafür, in Norwegen wurde das Wahlrecht den Frauen schon früher erteilt und hatte die nicht erwartete Wirkung, daß die Frauen zumeist konservativ wählten. In Deutschland, dem weit weniger nordischen, jedoch erwarteten jene Elemente, die der Frau das Wahlrecht erteilten, damit für sich selbst eine Menge leicht bestimmbaren Stimmviehs zu erhalten. Sie haben sich nicht betrogen. Die deutsche Frau wählt sozialdemokratisch und sendet auf zwischenstaatliche Frauenkongresse Jüdinnen als ihre Vertreterinnen. Ich erlebte einen solchen Kongreß in Wien, wo die von Deutschland entsandten Jüdinnen die einzigen waren, die nicht für das Volk eintraten, das sie vertreten sollten. Den Ausländerinnen fiel das auf, weil sie nicht berück-

sichtigten, daß es Jüdinnen und nicht deutsche Frauen waren.

Es wird an dem heranwachsenden neuen Frauengeschlecht sein, sich über die Tragweite des den Frauen erteilten staatsbürgerlichen Rechtes klar zu werden und sich nicht von Elementen zum Stimmvieh mißbrauchen zu lassen, die zum Hauptteil nicht einmal Deutsche sind, sondern sich als das nur ausgeben, wo es ihnen von Vorteil scheint. Die deutschen Mädchen, die ich meine, werden aber ihre wesentliche Aufgabe darin sehen, ihrem Volke gesunde Kinder zu geben und die zu tüchtigen, aufrechten, freien Menschen zu erziehen.

Der ideale Staat

Ideale Staaten wie der Bienenstaat oder die verschiedenen Ameisenstaaten kann es unter den Menschen nur dort geben, wo sie in größerer Gruppe entweder ebenso artgleich oder ebenso ungleich von Art sind, zum mindesten so scharf voneinander getrennt wie die roten Herrenameisen von den schwarzgrauen Sklavenameisen, wennschon nicht so weit wie die Ameisen von den Blattläusen. Es gab wirkliche Staaten, die sich solchen idealen Staaten näherten. Wo aber in die umgrenzten Gruppen fremdes Blut in etwas stärkerem Strome eingeflossen war, wurden die natürlichen Bedingungen durchbrochen, und es entstanden schwankende Zustände, die dem Begriffe der Gerechtigkeit und der Ordnung, wie ihn die Besten noch überliefert hatten und in ihrem Sinne hegten, Hohn sprachen. Eben diese Besten träumten nun immer wieder den schönen Traum von dem idealen Staate, der sich irgendwie verwirklichen lassen müßte. Daß die Versuche, ihn zu verwirklichen, die immer wieder gemacht wurden, jedesmal mehr oder weniger scheiterten und scheitern mußten und müssen, ist jedem klar, der die Menschheitgeschichte vom anthropologischen Standpunkte aus betrachtet. Die einzige Möglichkeit, den idealen Staat der Gerechtigkeit und Ordnung zu verwirklichen, ist die: wieder in engumgrenzten Gruppen einheitliche Rassen zu schaf-

sen, sei es eine einzige aus der Durchdringung aller mit allen, sei es eine hellere als Auslese aus der Allgemeinheit. Das erste streben die Bolschewisten an — ich fasse den Begriff wie im „Blonden Menschen" so auch hier sehr weit —, das andere die Völkischen. Das erste Ideal der gänzlichen Durchdringung — die aus Weiß und Schwarz entstandenen grauen Kaninchen — steht in weiter Ferne. Denn die Natur läßt immer wieder Rückschläge eintreten und hat, wenn man ihr schon einen Willen zuschreiben kann, eher den Willen, die Arten so lange wie möglich getrennt zu erhalten. Die Juden haben sich seit mindestens zwei Jahrtausenden, also in mindestens sechzig Geschlechterfolgen blutlich so weit gemischt, daß, wie ich erwähnte, jeder Jude mit jedem andern gut 98 v. H. Blutteile gemein hat, und doch gibt es unter den Juden noch rein blonde Typen in verhältnismäßig großer Zahl. Dies gibt dem Streben der Völkischen in jedem Volke die wissenschaftliche Grundlage, wobei es zunächst nebensächlich ist, ob sie selbst sich darüber erkenntnismäßig klar sind oder nicht. Das Streben nach dem reinen Rasseideal, das sie freilich nicht immer so streng fassen, wie ich es hier in diesen Rassebüchern tue, ist jedenfalls in ihnen, und mag es auch nur ein gefühlmäßiges sein, so ist doch das Gefühl nichts anderes als der Ausdruck ihres rassischen Wesens.

Der ideale Staat ist naturgemäß der Gleichheitstaat. Im Sinne der Bolschewisten ist dies der Gleichheitstaat, worin alle einander gleich sind, im Sinne der Völkischen der Staat, wo die Besten, die Aristoi, einander gleich sind. Beide Gleichheitstaaten sind demokratisch, indem nämlich jedes Mal das ganze Volk (demos) an den Staatsbebelangen beteiligt werden soll, nur besteht in dem ersten Falle das Volk aus der Gesamtheit, im zweiten Falle nur aus der helleren Schichte der Hehreren, der „Herren". Es ist hierbei von keiner wesentlichen Bedeutung, ob zeitweise oder dauernd ein Fürst an der Spitze des Staates steht oder nicht. Auch dieser Fürst wird im idealen Staat immer nur Erster unter Gleichen (primus inter pares) sein.

Wo eine stärkere Beimischung fremden Blutes in der

Herrengruppe eingetreten ist, bekunden sich die bastardischen Triebe sehr bald darin, daß der Strebling um jeden Preis Macht und Besitz und späterhin zuerst den Besitz, da dann im Besitz die Macht schon eingeschlossen ist, zu erlangen sucht und dadurch ein Mißverhältnis zwischen Schein und Sein eintritt, wenigstens in den Augen jener, die noch die sittlichen Begriffe der frühern reinerrassigen Ordnung hegen. Am augfälligsten ist das Mißverhältnis im Besitzstande: gar mancher Schurke hat ausgedehnte Ländereien, gar mancher Brave hat von der alten Scholle weichen müssen. Die Verteilung des Bodens erscheint sonach als Ursache alles Übels. Das Übel, so meint man, wird sofort behoben sein, wenn wieder jeder Mann seine eigene Scholle bebauen kann. Daß sich damit die einmal eingetretenen Rasseverhältnisse nicht ändern, bedenkt man nicht. Umsonst sprechen Einsichtige die Binsenweisheit aus: wenn auch heute alle Bürger dieselben Anteile am Boden und an allem übrigen Besitz erhielten, hätte alsbald der Strebsame wieder mehr als der Untüchtige, der das Seine vergeudet und verkommen läßt, und es müßte infolgedessen alle Augenblicke eine neue Verteilung vorgenommen werden. Alle „Bodenreformer" sehen nur die Erscheinungen der Oberfläche, nicht aber die Grundursache. Wenn jedoch tatsächlich von Zeit zu Zeit Bodenreformen, d. h. neue Aufteilungen des Bodens vorgenommen werden, so ist das nur ein Ausfluß der Verhältnisse, die unhaltbar geworden sind, weil sie den rassischen Grundlagen nicht entsprechen, und sie werden stets nur so weit durchgeführt, wie es den neuen rassischen Grundlagen gemäß ist: das Ergebnis ist ein „Ausgleich" zwischen den hergebrachten Verhältnissen und der idealen Forderung.

Wohl die älteste Utopie, die wir überliefert haben, ist die des 3. Buchs Mosis (Kap. XXV). Sie hat freilich nicht das ehrwürdige Alter, das ihr der mythische Name Mosis gibt, mag aber immerhin noch in das sechste vorchristliche Jahrhundert zu setzen sein. Ausgegangen wird in „Gesetze" von dem Gedanken, daß der eigentlich tümer des Landes Jahwe ist, Grund und Boden nicht endgültig verkauft werden darf: „d

seid nur Fremdlinge und Beisassen bei mir." Dies war die Ordnung in sehr vielen nordischen Gemeinwesen und blieb es zum Teil bis nahe an unsere Zeit heran; ja noch heute haben viele Gemeinden ihre „Allmende", den gemeinsamen Besitz, zumeist Wald und Wiesen. Früher waren die Bestimmungen noch viel weiter: sowie das Feld abgeerntet war, gehörte es wieder zur Nutznießung der Allgemeinheit und durfte darauf geweidet werden. Wer aber seine Felder vernachlässigte, unbebaut ließ, so daß sie wieder zu Wald und Wiese wurden, dem sprach die Gemeinde den Besitz ab. Bei den alten Germanen galt die Gesamtheit der Freien als Besitzer, also das Volk. Die Juden des sechsten Jahrhunderts, schon im Übergang zum rassischen und staatlichen Verfall, drückten das religiös aus: Jahwe war der Landherr, der jeweilige Besitzer eines Grundstückes nur dessen Pächter. Von hier aus sollte jedes fünfzigste Jahr eine Erneuerung der Pachtverhältnisse eintreten. Dieses Jahr sollte mit dem Schall von Posaunen überall im Lande verkündet werden und darum Halljahr heißen (jobêl, davon das lateinische jubilare, das deutsche „jubeln"). Jede Sippe sollte da wieder ihr ursprüngliches Grundstück erhalten. Wer aber in der Zwischenzeit seinem Nächsten — d. h. einem Volksgenossen; der Nichtjude war vom Landbesitz ausgeschlossen — etwas verkaufte oder von ihm kaufte, sollte mit Rücksicht auf das nächste Halljahr den angemessenen Preis bezahlen. Waren mehr Jahre bis dahin, so einen höheren; bei einer geringeren Zahl von Jahren einen geringeren; denn verkauft wurde nur „eine Anzahl Ernten". Außerdem sollte jeder das Verkaufte wieder einlösen können, auch dann mit Rücksicht auf die Zahl der Jahre, die seit dem Kauf verflossen war. Im Halljahre sollte es ihm aber unentgeltlich wieder zufallen.

Da dieses „Gesetz" über das Halljahr eingebettet ist in andere Gesetze, die zum Hauptteil tatsächlich gehalten wurden, nahm man früher an, es habe unter den Juden wirklich zu einer Zeit bestanden. Aber die jüdische Staatsordnung war damals rein kapitalistisch und blieb das bis heute. Die Juden bildeten immer eine engere Gruppe,

und als sie eben mit der übrigen Bevölkerung Palästinas und der umliegenden Länder zu verschmelzen drohten, erkannten Esra und Nehemia, die gebürtigen Babylonier, die Auslandjuden, die Gefahr, die für die Rasse darin lag, und führten das Rassegesetz ein, wodurch die Juden für alle Zeiten eine engere Gruppe blieben. Von einer Durchführung des Halljahr-Gesetzes fehlt jede Kunde. Übrigens ging Ezechiel, der schon in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts wirkte, noch weiter: er wollte in dem Gottesstaate, den er verheißt, sogar auch die Fremden mit Land beteilt wissen (XLVII, 22, 23): „Und wenn ihr das Los werfet, das Land unter euch zu teilen, so sollt ihr die Fremdlinge, die bei euch wohnen und Kinder unter euch zeugen (d. h. seßhaft sind), halten gleichwie die Einheimischen unter den Kindern Israel, und sollen auch ihren Teil am Lande haben, ein jeglicher unter dem Stamm, dabei er wohnet." Das war das Ideal, wofür die Juden noch oft schöne Worte fanden, dem aber in der Wirklichkeit die Versklavung aller Völker, mit denen sie in Beziehungen traten, gegenübersteht.

Etwa zweihundert Jahre später, zwischen 380 und 368 v. Chr., schrieb Plato seinen „Staat" (Politeia). Dies ist das unzweifelhaft bedeutendste Werk über den idealen Staat. Ich habe mich schon im „Blonden Menschen" näher damit beschäftigt. Plato war nicht der erste Grieche, der einen Idealstaat zeichnete. Aristoteles nennt als seine Vorgänger den Baumeister Hippodamos von Milet, der um 450 lebte, und Phaleas von Chalkedon, der ein älterer Zeitgenosse Platos gewesen sein mag. Das Hauptgewicht ist bei Plato darauf zu legen, daß er in seinem Staate scharf zwischen Freien und Sklaven unterscheidet und bei den Freien außerdem eine fortgesetzte Rassezucht durchgeführt haben will, damit sich in ihnen stets eine ihrer Aufgabe gewachsene Klasse von „Wächtern" erhalte. Diese Wächter allein sind es, die die „königliche Wissenschaft" der Staatverwesung ausüben. Sie zu „vollkommenen Wächtern" zu machen, darauf zielen alle Einrichtungen ab. Um Wohl und Wehe der Gesamtheit jeden Augenblick selbstlos wahren zu können, müssen sie der-

Belangen möglichſt entrückt ſein. Sie allein im Staate beſitzen kein perſönliches Eigentum. Sie wohnen in ſtaatlichen Häuſern, in einem feſten Lager, wie ähnlich die Spartiaten in Sparta. Sie beſitzen kein Gold und Silber, „das in der Hand der Maſſe ſo viel Verruchtheit erzeugt", nicht einmal in Schmuckſachen oder Geräten. Ihre Wohnungen haben keine verſchließbaren Türen. Sie führen keine eigenen Haushalte, ſondern eſſen gemeinſam in ihren Speiſehäuſern. Plato muß noch weiter gehn, um ſeine Wächter ganz von perſönlichen Belangen loszulöſen. Die Gemeinſchaftehe, die, wie ich ausführte, unter den noch dunkeln Vorfahren der weißen Menſchheit beſtand, ſoll wieder eingeführt werden, allerdings nicht in Wahlloſigkeit, ſondern ſo, daß die Paare jeweils von den Wächtern ſelbſt füreinander beſtimmt werden. Jeder nicht auf ſolche Weiſe geſetzmäßig beſtimmte Geſchlechtsverkehr gilt als Sünde wider den Staat; die Kinder aus ſolchen Verbindungen heißen „Früchte der Finſternis und ſchwerer Unkeuſchheit". Sie werden nicht mit den andern Wächterkindern erzogen, ſondern „ausgeſetzt", d. h. auf dem Wege heimlicher Verteilung in der übrigen Bürgerſchaft untergebracht. Das Kind jedoch wird der Mutter alsbald genommen und mit den andern zuſammen erzogen, ſo daß ſie ſelbſt es nicht mehr kennt. Dadurch glaubt Plato alle, die nicht wiſſen, ob das andere nicht etwa Vater, Bruder, Sohn oder Mutter, Schweſter, Tochter iſt, zu einer ganz engen Einheit zu verbinden. Da die Frau bei den Wächtern dem Manne völlig gleichgeſtellt iſt, dieſelben Ämter wie er erlangen kann, darf man in dieſer Gemeinſchaftehe natürlich keine Entwürdigung der Frau ſehen.

Das Kind von Wächtern wird in den meiſten Fällen ſelbſt wieder geeignet ſein, Wächter zu werden. Wo es dieſe Erwartung trügt, wird es unweigerlich aus dem Stande geſtoßen. Ingleichen kann es ſein, daß der Sproß der andern Freien ſich zum Wächter tauglich erweiſt; man wird ihn aufnehmen. Daß er in ſeinem Blute die einem Wächter ungemäßen Eigenſchaften von Vorfahren mitführen und auf ſeine Kinder übertragen kann, wird in

Platos Staate dadurch unschädlich gemacht, daß über jedes Kind besonders und unabhängig von der Stellung der Eltern, die es gar nicht kennen, darum keinen Einfluß nehmen können, entschieden wird. Die Erziehung der Wächter bezweckt die möglichst gleichmäßige Entwickelung aller leiblichen, seelischen und geistigen Kräfte. Der Unterricht umfaßt Leibespflege, Künste und Wissenschaften. Alles aber soll dem Staatsgedanken dienen. Plato will darum Homer und die Dramatiker verbannt wissen, weil sie nicht nur das Edle, sondern auch das Gemeine darstellen. Alle Verweichlichung, Unsittlichkeit, Unwahrhaftigkeit, Unfrommheit soll aus dem Schrifttum ausgemerzt werden. Der Dichter wird in Platos Staate der Idee des Sittlichen und Guten dienen; „sonst soll er das Dichten sein lassen". Ingleichen soll über die andern Künste gewacht werden, damit sie das Unsittliche, Häßliche, Maßlose vermeiden. Nur das Schöne und Wohlanständige soll durch Kunst und Gewerbe zur Darstellung kommen, damit „die Jünglinge, wie an gesundem Orte wohnend, aus allem Nutzen ziehen, von welcher Seite immer her etwas von den schönen Werken in ihr Auge oder Ohr fällt, einem Luftzug ähnlich, der aus heilsamen Gegenden Gesundheit bringt, und schon von Kindheit auf unvermerkt zur Befreundung und Übereinstimmung mit dem Schönen getrieben werden." Ebenso will Plato die Religion behandelt haben. Er verweist aus ihr alle Mythen von den Kämpfen und Mißhelligkeiten der Götter untereinander, denn die künftigen Wächter des Staates sollen es als schimpflich erachten, „wenn man aus geringer Ursache sich untereinander befeindet". Ein besonderer Mythus soll ihnen einprägen, daß alle Bürger des Staates Kinder ein und derselben Mutter Erde und darum untereinander Brüder seien. Plato will seine Wächter zu „möglichster Gottähnlichkeit" erziehen; er weist ihrer Seele, die ihm unsterblich gilt, die wahre überirdische Heimat und den Weg dahin „aufwärts".

Der künftige Wächter hat eine Reihe von Prüfungen zu bestehn; mit fünfunddreißig Jahren tritt er in die höheren Ämter der Verwaltung und des Heerwesens ein.

Die jetzt an der Spitze des Staates stehn, sind wirklich eine Auslese der Besten, sind solche Menschen, denen die zeitlichen Güter nichts bedeuten, die ihr Amt als eine hohe Pflicht ansehen und ihm in voller Selbstlosigkeit zum allgemeinen Wohle dienen. Plato nennt sie „Weisheitfreunde" (Philosophen), aber sie haben eine Schulung durch das wirkliche Leben hinter sich, sind also nichts weniger als Theoretiker, sondern Praktiker. Die bis an ihr fünfzigstes Jahr ihr Amt zum Segen ausgefüllt haben, sollen dann den „letzten Zielen" zugeführt werden; sie beschäftigen sich mit den allgemeinsten Fragen und haben die höchste Lenkung in der Hand.

Geschriebene Gesetze gibt es in Platos Staate nicht. Das geschriebene Gesetz ist dazu da, den Beherrschten vor dem Unverstand und der Selbstischheit des Herrschenden zu schützen. (So Plato. In Zeiten wie die unsere ist das geschriebene Gesetz nur noch dazu da, von den Gewitzten umgangen zu werden und die altväterisch Anständigen ihnen noch völliger in die Hand zu geben.) In einem Staate, dessen Lenker keine Selbstsucht kennen, die zudem zu ihrem Amte wirklich geschickt sind, bedarf es solcher „Fesseln" nicht. Sie tragen das wahre Gesetz in sich, und danach entscheiden sie in jedem einzelnen Falle. Das ist lebendiges Gesetz, das mit der Entwicklung des Staates selbst sich weiter entwickelt, jenes ein totes Gesetz, das immer nur für gestern und vorgestern taugte, vom Heute immer überholt ist.

Eine der Hauptaufgaben der Wächter in Platos Staat ist es, das Wirtschaftleben zu regeln, „damit sich nicht etwa unbemerkt Armut und Reichtum in den Staat einschleichen". Im Sinne des eben Gesagten stellt Plato dafür keine Gesetze im einzelnen auf, deutet nur einiges an. Man erkennt jedoch klar, daß außer den Wächtern niemand im Kommunismus lebt, der eben nur für eine Auslese und für Gleiche unter Gleichen möglich ist, die übrige Bevölkerung wie anderswo Ackerbau, Viehzucht, Handwerke und Gewerbe und wohl auch Handel je zu eigenem Verdienst betreibt. Die Wächter haben nur darauf zu sehen — und ihrer ganzen Art nach werden sie das —, daß

nicht durch „unlauteren Wettbewerb", durch Ausnützung der augenblicklichen Notlage des Mitbürgers und andere von jedem anständigen Menschen verabscheute Kniffe, wie sie aber der Bastard überall und zu allen Zeiten übt, sich in der Hand von wenigen und gerade den „Schlechtesten" unmäßiger Reichtum ansammle. Für den Normalmenschen ist jedoch der Besitz ein zu wichtiger Antrieb, als daß er ihn vermissen könnte. Aristoteles bemerkt richtig, daß es ein „unsäglicher Genuß" für den Menschen sei, irgend etwas sein Eigen nennen zu können. Ganz dem persönlichen Besitze entsagt nicht einmal der katholische Mönch, wenngleich dieser Besitz auch nur in einem Blumenstock, ein paar Büchern, einem Singvogel besteht. Vom Kommunismus, wie ihn die Bolschewisten für ihren Zukunftstaat träumen, ist Plato jedenfalls weit entfernt.

Über Platos Staat ist sehr viel geschrieben worden, aber sehr wenig Vernünftiges. Man kann von Universitätprofessoren wohl erwarten, daß sie eine Abhandlung über das Wort xanthos bei den griechischen Schriftstellern schreiben, allenfalls auch, daß sie erkennen, daß mit „blond", wie sie es zutreffend übersetzen, eine Haarfarbe und nicht etwa ein Hautgeruch gemeint sei, nicht aber, daß sie aus den zusammengetragenen Stellen irgendeine Folgerung ziehen. Zu Platos Zeit und noch über ein Jahrhundert lang galten alle freien Griechen als xanthoi, dazu hochgewachsen und weißhäutig. Dieser Typus wog jedenfalls vor. Der Braunhäutige und Kraushaarige galt als „minderwertig". Das ist der scharfe Unterschied zwischen den Guten (agathoi, esthloi, aristoi) und den Schlechten (kakoi). Was also Plato will, ist die Reinzucht von wahrhaften Edelingen; er selbst ist der Ausdruck für deren Art und als Genie für deren reinste Art. Auch noch Aristoteles, in einer Zeit, da schon die reiner blonden Makedonen die Herren der Griechen waren, scheidet in seiner „Politik" (Politiká), worin er sich mit Plato auseinandersetzt, ebenso scharf wie dieser zwischen Freien und Sklaven und begründet die Sklaverei mit der niedrigeren Naturanlage dieser Menschen, und auch bei ihm wird alle öffentliche Gewalt ausschließlich den „Gu-

ten" zugewiesen. (Aber auch Aristoteles stellt dem Hörigen und Sklaven, der sich tüchtig erweist und gut verhält, in seinem Staate die Freiheit in Aussicht.) Der „beste Staat", den Aristoteles zeichnet, räumt einerseit dem Individualismus mehr Recht ein als der Platos, anderseit geht er über dessen Forderungen hinaus. Vor ihm steht schon das Gespenst der Übervölkerung, das zu Anfang des 19. Jahrhunderts namentlich Malthus seiner Zeitgenossenschaft schreckhaft genug malte. Aristoteles läßt jedem Bürger geradezu vorschreiben, wie viel Kinder er erzeugen darf. Kinder darüber hinaus werden abgetrieben. Das ist schon nicht mehr nur erlaubt, sondern gesetzlich gefordert. Die Zahl der Bürger darf sich nicht vermehren, damit die Besitzverhältnisse dieselben bleiben können. Hierin drückt sich der Pessimismus eines absteigenden, eines äußerlich und innerlich den Rassentod sterbenden Volkes aus. Man denke daran, daß nur zwei Jahrhunderte später, um 100 v. Chr., die Griechen bereits als Gesamtheit „brünett" genannt werden. Das Gespenst der Übervölkerung steht nur vor solchen, die ihrer Nachkommen nicht mehr sicher sind, daß sie ihren Platz an der Sonne sich unbedingt erwerben werden. Der in seiner Rasse gefestete fragt nicht danach, ob nach ein, zwei Geschlechtfolgen die Erde alle ihre Bewohner nicht mehr wird ernähren können. Seiner — reinrassigen — Sprossen ist er sicher. Wenn jemand schon zu viel ist und darum weichen muß, so mögen es die andern sein. Tancred von Hauteville hatte zehn Söhne und alle zogen nach Italien und erwarben sich durch ihre Tapferkeit Grafschaften und Herzogtümer. Robert Guiscard ist darunter. Unmöglich hätte sich so viel germanisches Blut in Italien erhalten, wenn die frühen Germanen, die dahin kamen, schon so bedenklich gewesen wären und nicht wie in der alten Heimat alle Kinder erzeugt hätten, die die Natur ergab. Denn die alten Germanen „betrachteten es als Verbrechen, die Zahl der Kinder zu beschränken oder eines der Nachgeborenen zu töten" (Tacitus). So erkennt man in Aristoteles schon ein Nachlassen der rassischen Kraft. Er mag an sich selbst gedacht haben, wo er berichtet, nur

der Bart bleibe blond, das Haar werde mit den Jahren dunkler.

Plato war sich übrigens klar bewußt, daß sein Staat in der Welt, wie sie einmal war, nicht verwirklicht werden könne. Er schrieb noch ein anderes staatskundliches Werk, die „Gesetze" (Nomoi), darin er viel mehr auf die Wirklichkeit Rücksicht nimmt, und wo er als Berater bei der Neuschaffung von Verfassungen zugezogen ward, wie überliefert wird — Kyrene, Theben, Arkadien werden genannt —, wird er den jeweiligen Verhältnissen gewiß noch mehr Rechnung getragen haben. Auch noch mehrere seiner Schüler wurden als Gesetzgeber berufen.

In der Folge sind noch viele Utopien geschrieben worden. Die Besten träumten immer wieder den schönen Traum. Manche auch mischten in ihre Schilderungen schon die Ironie dessen, der seinen Traum schmerzlich ungläubig belächelt. Der Name Utopie (Nirgendheim) rührt von dem lateinischen Romane „Utopia" des Engländers Thomas Morus her, der 1516 erschien. Berühmt ward auch des Italieners Thomas Campanella ebenfalls lateinisch geschriebener „Sonnenstaat" (Civitas solis, 1619). Lateinisch auch beschrieb der Norweger Ludwig Holberg „Niels Klims unterirdische Reise" (1741). Jonathan Swift ließ seinen Gulliver den idealen Staat bei den Pferden, den Houhynms, finden. Des Franzosen Morelly „Basiliade" (1753) gehört schon zu den Schriften, die die neuere Kommunistik begründeten. Bemerkenswert sind zwei jüdische Utopien, Theodor Hertzkas „Freiland" (1890) und Theodor Herzls „Altneuland" (1902). Hertzka will alle Fragen wieder durch die „Bodenreform" lösen; es wurde sogar eine Freiland-Kolonie gegründet, die sich aber nicht erhielt. Theodor Herzl dagegen, der völkische, sieht das Heil darin, daß sein Volk sich von den übrigen Völkern wieder reinlich scheide und einen Sonderstaat in Altneuland, in Palästina, bilde. „Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen", steht dem Roman als Merkwort voran. Schon vor dem Weltkrieg gingen mehrere tausend Juden nach Palästina zurück und schufen dort blühende Ortschaften, Rischon Zion, Beth Tikwa u. a.

der Weltkrieg gab den Juden von Englands Gnaden bereits etwas wie einen jüdischen Staat. Auch vom Standpunkte der anthropologischen Geschichtauffassung muß man diesem neuen jüdischen Staate die Möglichkeit zubilligen, daß er sich erhalte. Freilich das Ideal von Herzls „Altneuland" wird er nicht zu erfüllen vermögen, da selbst die Juden trotz ihrer so großen Bluteinheit eben doch keine Rasseneinheit sind. Aber um die volle Verwirklichung des Ideals handelt es sich gar nicht. Der nordische Mensch ist sich in all seinem „Idealismus" vielmehr klar bewußt, daß sein „Ideal" etwas ist, wonach er wohl strebt — und danach zu streben, ist ihm innerliche Notwendigkeit —, das er aber nicht zu erreichen vermag. Der Mischrassige versteht ihn darin nicht. Dem nordischen Menschen ist das Streben an sich Lust. Wenn man ihm in der einen Hand die Wahrheit bietet und in der anderen das Streben danach, wählt er — mit Lessing — das Streben.

Der Rechtstaat

Die größte Annäherung an den idealen Staat wird jener Staat darstellen, dessen allgemeine oder dessen Herrenbevölkerung möglichst einheitlich ist. Wenn den idealen Staat nur innere Ordnung kennzeichnet, so gehören auch die reinen Negerreiche Innerafrikas dazu, nicht aber die Negerrepublik Haiti, deren Zustände schon mehr an das gegenwärtige Deutschland gemahnen. In jenen Negerreichen sind die Herren ganz und gar den roten Ameisen gleich, die selbst keine Arbeit tun, sich von den schwarzgrauen Sklavenameisen nur pflegen und füttern lassen. Solche Reiche sind gewiß ganz das Ideal sehr vieler Deutscher, vor allem jener, die im übrigen Bolschewisten sind. Es werden nicht viele Blondlinge darunter sein. Für diese Aufsätze hier kommt nur der ideale Staat des nordischen Menschen in Betracht, worin der Herr nach Maßgabe der besondern Verhältnisse selbst tätig ist. In den Staaten, die sich diesem Ideale annähern, herrscht neben der Ordnung auch noch Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit

besteht darin, daß jeder Bewohner des Staates nach seiner Art und Begabung zum Dienst am Ganzen herangezogen wird, daß er, wie gering auch der Dienst sei, den er — seiner Art und Begabung nach — leisten kann, keiner Willkür ausgesetzt ist, gegen etwaige Willkür die Allgemeinheit der Herren, der Staat selbst ihn in Schutz nimmt und ihm Recht schafft.

Eine gewisse Erinnerung daran, daß ehemals geordnetere, gerechtere Zustände herrschten, bewahren viele Völker. Auf das goldene Zeitalter folgt ein silbernes, dann ein eisernes oder auf das der Götter das der Halbgötter und dann das der Menschen. Das erscheint als schönes Märchen, und viele nehmen dieses Lob der Vergangenheit als eine ewige Banalität. Oft aber lag die Vergangenheit nahe genug und hatte noch lebendige Zeugnisse. Demosthenes sagt (um 350 v. Chr.) zu seinen Athenern vor einem Gerichthof: „In früherer Zeit war es anders als jetzt. Damals war alles, was dem Staate gehörte, reich und glänzend, unter den einzelnen Bürgern aber zeichnete sich äußerlich keiner vor den andern aus. Noch jetzt kann jeder von euch sich mit eigenen Augen überzeugen, daß die Wohnungen eines Themistokles, eines Miltiades und aller übrigen großen Männer der Vorzeit durchaus nicht schöner und ansehnlicher waren als die ihrer Mitbürger. Dagegen sind die zu ihrer Zeit errichteten öffentlichen Gebäude und Denkmale so großartig und prachtvoll, daß sie ewig unübertrefflich bleiben werden. Jetzt aber gibt es Staatsmänner, deren Privatwohnungen viele öffentliche Gebäude an Pracht überbieten, und die so große Landgüter zusammengekauft haben, daß die Felder von euch allen, die ihr hier als Richter versammelt seid, an Ausdehnung denselben nicht gleichkommen. Was dagegen jetzt von Staats wegen gebaut wird, das ist so unbedeutend und ärmlich, daß man sich schämen muß, davon zu reden." Es bedarf wohl nicht mehr als der Nennung von Namen wie Ebert, Erzberger, Hoffmann (der Kommunist, der wegen eines Einbruches in seine großartige Villa die Berliner Polizei anrief), Scheidemann (der Genosse, der als Oberbürgermeister

von Kassel sich nicht mit der bisherigen Amtswohnung begnügte, sondern sich die Möbel aus dem kaiserlichen Schlosse Wilhelmshöhe in seine Räume bringen ließ), und den Hinweis auf das einfache Haus Bismarcks und so vieler wahrhaft Großen vergangener Zeiten, um die Ähnlichkeit der Zustände deutlich zu machen und festzustellen, daß die nordischer Fühlenden mit Berechtigung jene Zeiten als ihrem Wesen entsprechender für „besser", geordneter, gerechter halten, während allerdings die Mehrzahl der heutigen Deutschen den Sinn dafür ebenso verloren hat wie die der Athener zu Demosthenes' Zeit, als schon der Makedone Philipp die griechische Selbständigkeit bedrohte und Griechenland sich zu schwach erweisen sollte, ihm zu begegnen.

Als die Griechen in immer neuen Schwärmen die Halbinsel und die Inseln überzogen, waren die vorgriechischen Minäer schon ganz zum Mammonismus übergegangen. Sie selbst aber hatten noch die reine nordische Ordnung, die den Einzelnen das Recht der Selbheit beläßt, sie alle aber zu größeren Gruppen, die wieder ihre Selbheit haben, zusammenfaßt. Eine gewisse Verwandtschaft der altgriechischen Hausgemeine mit der slavischen Zadruga, die ich erwähnte (S. 14), besteht jedenfalls, wenn auch berücksichtigt werden muß, daß die Slaven in ihrer starken Durchsetzung mit gelben Bestandteilen nirgends die Rassenhöhe der alten Griechen erreichen, darum der Individualismus in ihren „Kommunen" viel stärker zurücktritt. Man lernte die slavische Kommune auch erst in ihrem Ausklang kennen. Zu einem eigentlichen kommunistischen Staatswesen kam es bei den Griechen nur in einzelnen Fällen, so in der Kolonie auf den liparischen Inseln, von der Diodor erzählt. Diese Kolonie wurde um 580 v. Chr. von Auswandrern aus Rhodos und Knidos gegründet und hatte sich wider die steten räuberischen Angriffe der Phönizier von Karthago und der damals noch auf der See mächtigen Etrusker zu halten. Über die Weide- und Waldgemeinschaft hinaus, die, wie bemerkt, sich zum Teil bis heute erhalten hat, bei den alten Griechen aber allgemein gewesen war, hatten sie auch noch

die Feldgemeinschaft. Der Boden wurde alle zwanzig Jahre neu verlost. Die Bevölkerung teilte sich in die Bewirtschaftung des Landes und in die Verteidigung. Die Mahlzeiten waren gemeinsam. Dieser Zustand scheint sich durch mehrere Jahrhunderte erhalten zu haben, aber er war dadurch begründet, daß diese Liparer einen stets von Gefahr bedrohten Außenposten darstellten.

Wo wir sonst von zeitweilig erfolgender Neuaufteilung des Bodens hören, haben wir einen so weitgehenden Kommunismus jedenfalls nicht anzunehmen. So berichtet Caesar von den Germanen: „Keiner hat ein bestimmtes Maß von Ackerfeld oder eigenen Besitz (an Boden), sondern die Fürsten teilen Jahr für Jahr den einzelnen Männern und Sippen, die sich zusammengefunden haben, an Bauland zu, soviel und wo ihnen gut scheint, und dringen auf jährlichen Wechsel. Für diesen Brauch bringen sie viele Gründe bei: damit sie nicht, durch ständige Gewohnheit gefesselt, die Kriegslust mit der Feldarbeit vertauschten, damit sie nicht nach Erweiterung ihres Gebietes strebten und die Mächtigen nicht die Schwächeren aus ihrem Besitz vertrieben, daß keine Geldgier entstehe, die Parteiungen und Zwistigkeiten zur Folge habe, daß sie dem Volke die Zufriedenheit erhielten, da jeder sein Vermögen mit dem der Vornehmsten vergleichen könne." Diese „Gründe" sind natürlich nicht die wirkliche Ursache der geschilderten Zustände, sondern aus diesen erst abgeleitet. Solange der reinrassige Norde unter seinesgleichen ist, verhält er sich so. Noch heute gibt es an manchen skandinavischen Orten keine Schlösser an den Türen, noch heute wird dort jeder verachtet, ja geächtet, der seinen Besitz auf irgendwie nicht ganz einwandfreie Weise vermehrt hat. Das gedeihende Gewese verschafft wohl dem Besitzer höhere Achtung, aber nur als augfälliges Zeugnis seiner Tüchtigkeit. Auch noch Tacitus berichtet, anderthalb hundert Jahre nach Caesar: „Darlehen und Wucherzinsen sind (bei den Germanen) unbekannte Dinge und darum mehr gemieden, als wenn sie gesetzlich verboten wären. Die Feldmark wird von der ganzen Gemeinde in Besitz genommen

und nach Zahl und Rang unter die einzelnen Bauern verteilt."

Die Stellung des etwa einer größeren Gruppe vorstehenden Fürsten habe ich schon als die des Ersten unter Gleichen gekennzeichnet. So konnte im Mittelalter ein einfacher Edeling wie Gottfried von Bouillon unter Anerkennung aller König von Jerusalem werden, andere Kreuzritter Könige von Antiochien, Zypern, Herzöge von Korinth, so noch bis an das Ende der Republik in Polen jeder Edeling. Von Herrschern wie Karl dem Großen, Otto dem Großen, Friedrich Rotbart und vielen andern, deren Machtstellung außerordentlich war, ist bekannt, daß sie sich in allem Äußeren nur bei hochfeierlichen Anlässen unterschieden, sonst in Kleidung und Gehaben sich ganz wie die andern Edelinge hielten.

Während die Fürsten schon bald den Prunk der mischrassigen Höfe von Byzanz und Bagdad übernahmen — man erinnere sich, daß Otto II. sich mit der byzantinischen Kaisertochter Theophano verband, die herkunftlos war —, blieb in anderen Gruppen das nordische Wesen noch bis tief in die Neuzeit hinein bestehn. Es sind das weniger die Adeligen als die Bürger. Denn der Adel nahm durch die schon im 13. Jahrhundert oft erfolgte Freiung und Adelung von unfreien Beamten, den sogenannten Ministerialen, ziemlich viel Blut aus dem Chaos auf und entartete dadurch zu dem berüchtigten „Raubrittertum", dessen Entstehung nur hieraus erklärbar ist, der Bürgerstand jedoch hatte, obwohl von vornherein weniger erlesen, strengere Gesetze. In ihm herrschte vor allem ein scharf umrissener Ehrbegriff, der wenigstens äußerlich seine Mitglieder zur Danachhaltung zwang, aber nicht so lange erhalten geblieben wäre, wenn er nicht wirklich der Ausdruck der Mehrheit gewesen wäre. Namentlich in Deutschland stand der Bürgerstand in seiner Lebensführung und seinen Geschäftsitten ungemein hoch. Der „unlautere Wettbewerb", der den Geschäftbetrieb der Mischrassigen und darum den der Juden kennzeichnet, war verpönt. Der deutsche Handwerker schloß sich nicht nur zu Zünften zusammen, die über die

Aufnahme jedes Einzelnen wachten, sondern hatte seinen Laden in besonderen Zunftgassen. Namen wie „Webergasse", „Naglergasse", „Tuchlauben" erinnern noch in vielen Städten hieran. Da nun saß einer neben dem andern und durfte keine Schaufenster haben, um Kunden anzulocken, geschweige denn sonstwie auf „Kundenfang" ausgehn, durfte den Zunftgenossen nicht unterbieten. Die Ware sollte nur durch sich selbst wirken. Die Juden, die sich in einigen Städten ansiedelten — man hatte ihnen zunächst unbedenklich alle Gewerbe freigegeben —, brachen damit, legten ihre Waren aus, holten den Vorübergehenden mit schmeichelnder Beredsamkeit in den Laden, unterboten den Wettbewerb. Dieses Gebaren, das den Juden ihrer Bastardart nach völlig gemäß war und bei ihnen darum als durchaus ehrenhaft galt, war die Ursache, daß sie aus verschiedenen Städten, wo man darin mit ihnen nicht übereinstimmte, ausgewiesen wurden. Die bekannteste dieser Ausweisungen ist die der Nürnberger Juden, die daraufhin nach Fürth zogen und dort mit demselben Gebaren keinen Anstoß mehr erregten. Ja auch in Nürnberg gab es viele, die ebenso dachten und die darum nach Fürth gingen und dort bei den Juden kauften. Im heutigen Deutschland sträuben sich wohl noch viele gegen den jüdischen (allgemeiner: bastardischen) Geschäftbetrieb, aber die Art der Mehrzahl zwingt den Einzelnen mitzutun. Es herrscht das Odol-Prinzip. Das Sein ist vor dem Schein zurückgetreten. Das Publikum will betrogen sein, kauft auf schamlose Anpreisungen hin und schimpft hinterher, wenn es überhaupt noch schimpft. Denn der Normaldeutsche ist mit dem Schund, den er kauft, aufs höchste zufrieden, weil er ihm ja gemäß ist.

Das deutsche Zunftwesen, dem sich das französische enge anschließt, war in solchem Maße nordisch, daß es bis ans 18. Jahrhundert heran den Frauen die Möglichkeit der Meisterschaft und der selbständigen Führung eines Handwerkes oder Gewerbes gewährte. Selbst Zunftvorsteher konnte eine Frau werden.

Die Zünfte übten auf ihre Weise eine strenge Rasse-

zucht. Aufgenommen werden konnte nur der frei, ehrlich und ehelich geborene. In Ungarn war bis ins 18. Jahrhundert in den deutschen Städten auch noch die deutsche Geburt Vorbedingung. Auf die sittliche Haltung der Zünftler wurde dabei so geachtet, daß ein Mann, der den Ehebruch seiner Frau verzieh, ausgeschlossen wurde.

Aber dieses nordische Wesen erhielt sich in solchem Maße nur in Oasen. Das übrige Land war längst von fremdem Wesen überflutet und machte damals die nicht enden wollenden Wirren der Reformationzeit und des dreißigjährigen Krieges mit, die auch diese Oasen in das allgemeine Chaos zu verschlingen drohten.

In allen den angezogenen Fällen handelt es sich um den Rechtstaat unter Gleichen bei Ausschluß der Nichtgleichen. Dort, wo es Herren und Beherrschte gibt, Beziehungen zwischen den beiden Gruppen bestehn, sind im Rechtstaat die Herren unter sich gleich, die Beherrschten in ihren menschlichen Rechten geschützt, staatsbürgerlich rechtlos. Je schärfer die beiden Rassen, deren eine die andere beherrscht, voneinander geschieden sind, um so geordneter und gesicherter werden die Verhältnisse sein. So waren die in den englischen Kolonien Afrikas weit geordneter und gesicherter als die in den deutschen. Der Engländer, der in die Kolonie geht, stellt einen ziemlich hohen Typus dar. Der Deutsche, der in die Kolonie ging, war auch Auslese, aber immerhin der Sproß eines Volkes, worin sich weit mehr alle mit allen gemischt haben als im englischen, dessen Herrenschichte selbst Wikingerauslese von Deutschen, Dänen und Normannen ist. Die Deutschen behandelten die Schwarzen ganz falsch, machten sich mit ihnen viel zu viel gemein, indem sie sich einerseit ihnen anbiederten, anderseit im Tropenkoller sich zu unnützen Gewalttaten fortreißen ließen. Der Engländer ist in allen seinen Kolonien, auch in Indien, dessen Völker doch nicht schwarze, sondern braune Rasse verschiedenster Abstufung sind, für sich abgeschlossener, von dem Einheimischen ganz jenseit lebender „Herr". Er lernt kaum je die Sprachen der Eingeborenen; der Deutsche lernte nicht nur die Sprachen — er lernte sie schlecht

und machte sich durch sein Radebrechen nur lächerlich —, sondern wäre bereit gewesen, sich schwarz anzumalen und nur mit dem Dibato bekleidet unter den sprichwörtlichen Palmen zu wandeln. (Ein gewisser übel angebrachter Exhibitionismus — um sich nackt zu zeigen, muß man schön sein — ist bei den Deutschen ohnehin vorhanden, Zeugnis dafür die Lichtbilder von deutschen Staatslenkern wie Ebert und Dichtern wie Otto Ernst in der Badehose.) In unzähligen Fällen verband sich der Deutsche in der Kolonie mit schwarzen Weibern und trug kein Bedenken, seine Bastarde in sein Volk aufzunehmen. Man darf sich daher nicht wundern, daß wohl die englischen Neger ihren Herren treu blieben, nicht aber, bis auf wenige Ausnahmen (die ostafrikanischen Askari), die deutschen: der Deutsche hat nicht wahrhaft Herr zu sein verstanden und wurde darum von dem Schwarzen, der in seiner Reinrassigkeit ein Gefühl dafür hat, verachtet. Auch die Holländer, etwas reiner blond als die Deutschen und etwas klüger als Kolonisatoren, haben die Kinder aus ihren Verbindungen mit Malaiinnen nach Holland gebracht und dort erziehen lassen. Es tut wenig zur Sache, daß es sich da nicht um Schwarze handelte, sondern um Gelbe, die sogar (vom alten Indien her) einen merklichen nordischen Einschlag haben.

Das glänzende Beispiel eines Rechtstaates in einem Lande mit Herren und Beherrschten ist Sparta. Es darf dabei nicht unbeachtet bleiben, daß die lakedämonischen Dorier die am weitesten nach Süden vorgedrungenen Griechen, also deren wikingerhafteste gewesen sind. Ihre Zahl war gering, aber ihre rassische Kraft groß. Nicht umsonst wurde Sparta von den besten Griechen bewundert. Gefühlmäßig erkannten sie darin den Ausdruck ihres eigenen besten, nordischsten Wesens. Plato nahm zu seinem Staate unverkennbar Sparta zum Vorbild. Auch die erwähnten Liparer scheinen spartanische Einrichtungen übernommen zu haben. Da es in Sparta eben stets vor den Feinden von außen und im Innern auf Wacht zu sein galt, trat der nordische Individ- in den Lebensverhältnissen stark zurück. D-

daß der Staat der Eigentümer alles Bodens sei und darum jederzeit eine Neuaufteilung vornehmen könne, scheint bestanden zu haben — der Ausdruck „Staatsland" (politiké chóra) für den Gesamtbesitz der Herren und die mehrfach tatsächlich vorgenommenen Neuaufteilungen sprechen dafür —, gleichwohl besaß jeder oder vielmehr jede Sippe ein Gut, das vererbt wurde, sonst aber allerdings unveräußerlich war.

Die Verkörperung der obersten Gewalt in Sparta waren die zwei Könige, die Nachkommen der zwei Söhne des sagenhaften Eroberers von Lakonien, Aristodemos. Sie waren Oberpriester, Richter und Feldherrn. Ihnen zur Seite aber standen fünf jährlich gewählte Ephoren, die zumal darüber wachten, daß das Königtum nicht etwa zur Tyrannis werde. Es war eine ganz im neuzeitlichen Sinne konstitutionelle Monarchie. Der oberste Rat war die aus dreißig Ältesten bestehende Gerusia (gerōn, Greis; vgl. Senat von senex, Greis, und das deutsche Aldermann). Über die von der Gerusia gestellten Anträge stimmte die Volksversammlung ab, die selbst nicht das Recht hatte, eigene Anträge zu stellen.

Die Beherrschten bestanden aus der Vorbevölkerung, die ihren Grundbesitz zum Hauptteil behalten hatte, den sogenannten Periöken, und den Sklaven, den Heloten. Die ersten waren frei, die zweiten unfrei, beide staatsbürgerlich rechtlos. Um den Handel und die Anhäufung von Geld zu verhindern, war eisernes Geld eingeführt. Das traf nicht die Spartiaten, die ja nicht Handel trieben, sondern die Periöken, die nicht anders als mischrassig gewesen sein können. So wenigstens erscheinen, wie erwähnt, die vorgriechischen „Minäer" auf den erhaltenen Fresken. Periöken und Heloten hatten Kriegsdienste zu leisten, und jene Periöken, die sich durch Tapferkeit auszeichneten, konnten sogar in den Stand der Spartiaten aufgenommen werden. Damit sickerte Blut aus dem Chaos ein. Das Kind eines Spartiaten mit einer Helotin wurde den Periöken zugewiesen; so konnte mittelbar auch Helotenblut einsickern. Die Scheidung zwischen Freien und Unfreien war nicht scharf genug. Wie gefestet

auch das spartanische Wesen den andern Griechen erschien, wie lange es sich auch in seiner etwas starren Edelart erhielt, es kam die Zeit, da es zu schwanken begann.

Um das Jahr 1000 v. Chr. mögen die dorischen Stämme ins Land gekommen sein. Kleinere Staaten wurden begründet, Sparta gewann die Obmacht. Als die Perser mit gewaltigen Schiffen und ungeheueren Heermassen heranzogen, scharten sich die Griechen um die kampferprobten Spartaner. Damals starben die dreihundert mit ihrem Könige Leonidas in dem Engpaß von Thermopyläe. Simonides von Keos dichtete ihnen die Grabschrift:

Fremdling, wenn du kommst zu den Lakedaimoniern, melde
Ihnen, wir ruheten hier, ihren Geboten getreu.

Das war 480 v. Chr. Noch gelingt es den Spartanern, die Aufstände der Arkadier und der mit diesen verbündeten Argeier niederzuwerfen, selbst der Messener Herr zu werden und mit den die Oberherrschaft für sich allein anstrebenden Athenern siegreich zu kämpfen, im Peloponnesischen Kriege sogar den höchsten Gipfel ihrer Macht zu erlangen, die Vormacht Griechenlands zu werden. Aber der Reichtum, der jetzt ins Land floß, fand Menschen, die ihm als Gesamtheit schon nicht mehr widerstanden. Um 400 v. Chr. etwa dürfte der Ephor Epitadeus das alte Gesetz der Unveräußerlichkeit der ererbten Landlose haben aufheben lassen. Von da an bringt auch in Sparta der Kapitalismus ein. Ursprünglich gab es 40000 Spartiaten, um 480 v. Chr. immerhin noch 5000, um 370 nur noch 1500, um 250 v. Chr. ist die Zahl bis auf 700 zusammengeschmolzen. In der Hand Einzelner vereinigen sich ungeheuere Ländereien und Reichtümer, andere sind in Armut versunken. Es kommt nun zu Versuchen, die alte Ordnung wiederherzustellen: Sie haben nicht mehr die alten Menschen zur Grundlage und scheitern darum. Der edle Träumer Agis IV. glaubte den Mißständen abhelfen zu können, indem er die Zahl der Spartiaten durch Aufnahme von Periöken und Fremden auf 4500 zu erhöhen und das Land unter die Bürger zu verteilen beantragte. Die Ephoren des Jahr

standen auf seiner Seite. Er selbst und seine Mutter und Großmutter wollten ihr ganzes Vermögen zur Verfügung stellen. Im nächsten Jahre wurde er von den Gegnern, die wieder die Oberhand gewonnen hatten, angeklagt, verurteilt und erwürgt, die beiden Frauen desgleichen. Aber sein Nachfolger Kleomenes III. führte nach glücklichen Kriegen jene „Reformen" durch (226). Sie schützten Sparta nicht vor dem Untergang, waren vielmehr nur dessen Begleiterscheinung. Athen hatte schon nach der Schlacht von Chaironea (380 v. Chr.), um die großen Verluste an Bürgern wettzumachen, 2000 Metöken und Sklaven zu Eupatriden gemacht. (Eupatriden = von einem guten Vater abstammende.) Das beschleunigte dort ebenso den Niedergang. In der Folge werden auch in Sparta Gewaltherrschaften errichtet. Der spartanische Rechtstaat ist verschwunden, wenngleich verschiedene alte Einrichtungen als gewissermaßen versteinerte Überlieferungen bis in die christliche Zeit fortbestehn. Trotz allem war Sparta doch der letzte griechische Staat, der die Selbständigkeit verlor. Einen Schein davon bewahrte es noch unter der Herrschaft der Römer.

Es gab Staaten, in denen der Abstand zwischen Herrschern und Beherrschten so groß war, daß man von Herrschaft kaum noch sprechen kann, nur von Vormundschaft. Das „Volk" war nicht mehr als eine Herde zweibeiniger, mit Sprache begabter Haustiere. Das war in Peru unter den Inkas der Fall. Hier war auch die vollste Feldgemeinschaft durchgeführt. Jedes Jahr wurden in jedem Dorfe die Felder neu verteilt, und je nachdem die Kopfzahl ab- oder zugenommen hatte, erhielt ein Hausvater bald mehr, bald weniger Land zur Bebauung zugeteilt. Aufstände waren nicht zu befürchten. Die Inkas, die „Sonnensöhne", waren den Beherrschten wahrhafte „Götter", als was sie ihnen galten. Wir sind über die Rasse der Inkas nicht vollständig genug unterrichtet; jedenfalls gab es unter ihren Gottheiten blondhaarige, und daraus läßt sich wie bei den Azteken auch bei ihnen auf nordischen Einschlag schließen. Ihre Religion war ganz auf den Sonnenkult aufgebaut. Neuerdings wurde ver-

sucht, ihre Sprache, das Keschua, als mit dem Südslavischen verwandt zu erweisen. Mir fiel, als ich mich (um 1898) mit dem Keschua beschäftigte, wohl die Ähnlichkeit der Lautung, das Vorwalten des A, der trochäischen Betonung in den beiden Sprachen auf, doch erinnere ich mich keiner Gleichungen. Den Sprachen der Eingeborenen stand das Keschua jedenfalls ziemlich fern.

Der Inkastaat soll das Vorbild für den Jesuitenstaat in Paraguay abgegeben haben, der zwischen 1610 und 1768 bestand. Auch hier waren die Herren von den Beherrschten durch einen großen Abstand getrennt, vielleicht durch einen noch weiteren als die Inkas von den Peruanern. Die nomadischen Guaranis von Paraguay, unter denen der Staat errichtet wurde, waren jener Stamm, der bei der Eroberung des Landes durch die Spanier und Portugiesen die Sklaverei ohne jedes Widerstreben angenommen hatte, während andere Stämme sich lieber hatten ausrotten lassen. Es war leicht, dieses „Volk", das ganz herdenhaft war, kaum Besitzverhältnisse gekannt hatte, in seiner „Unschuld" zu erhalten. Die Jesuitenväter waren außerdem als solche den persönlichen Belangen so weit entrückt, wie es Plato von seinen „Wächtern" erwartet. Sie bedurften nach ihren Berichten keiner Strafgesetze, sondern begnügten sich mit bloßen Vorschriften, deren Übertretung durch Fasten und durch Gebete bestraft ward. Ihr Streben ging dahin, die Guaranis seßhaft zu machen, sie den Ackerbau zu lehren und ihre unsterblichen Seelen für das Christentum zu gewinnen. Sie hatten zuletzt gegen 150 000 Guaranis unter ihrer Herrschaft; andere Stämme vermochten sie nicht zu gewinnen. Wenn man übrigens dem Spanier Don Felix de Azara glauben darf, so bedienten sich die Jesuiten nicht immer nur der sanften Überredung, sondern gelegentlich ganz ebenso der Gewalt wie die Sozialisten: „Willst du nicht mein Bruder sein, schlag' ich dir den Schädel ein." Denn um wieviel lichter als die Guaranis, waren eben die Jesuiten doch nichts weniger als reine Norden, nicht dem Leibe nach und erst recht nicht dem Geiste nach. Selbst unter den Jesuitengenerälen, die ich

im Kloſter Feldkirch vollzählig in Bildern ſah, ſind Blondlinge äußerſt ſelten; der typiſche Jeſuit iſt ſchwarzhaarig, kurzſchädelig und dunkel von Haut. Der Geiſt des Jeſuitentums als auf die Unterjochung des Einzelfühlens bis zum Kadavergehorſam ausgehend iſt dem nordiſchen als einem individualiſtiſchen völlig fern, geradezu entgegengeſetzt. (Ich verweiſe auf den Abſchnitt über die Jeſuiten in „Raſſe und Raſſefragen in Deutſchland".) Wenn auch der einzelne Jeſuit keine Vorteile für ſich erſtrebte, ſo doch in dem eingeborenen Triebe der Baſtarde für die Geſamtheit des Ordens. Mit den Erzeugniſſen des Bodens wurde gewinnreicher Handel getrieben. Die Jeſuiten beherrſchten vor allem den Markt mit ihrem Paraguay-Tee (Maté), verkauften aber in allen größeren Städten Paraguays und in Buenos-Ayres auch Tabak, rohe Gemüſe, rohe und geſponnene Baumwolle, gegerbtes Leder, Schuhe und Wachs. So kam es, daß am Ende der Jeſuitenſtaat tatſächlich nichts anderes war als eine große Plantagenwirtſchaft, wo die Eingeborenen, ſelbſt in den dürftigſten Verhältniſſen gehalten, für den Reichtum des Ordens zu werken hatten. Der Staat, als Rechtſtaat begründet, war über den Gewaltſtaat der Kraftüberlegenheit in immer deutlicherer Auswirkung der Raſſeart ein rein kapitaliſtiſcher Gewaltſtaat geworden.

Der Gewaltſtaat

Die Griechen nannten Tyrannis jede Herrſchaft eines Einzelnen, auch wenn ſie zum Wohle des Ganzen diente und für ſich ſelbſt keine anderen Vorteile als etwa die Befriedigung des Ehrgeizes, des Strebens nach Macht begehrte. So tief im nordiſchen Weſen iſt es begründet, daß der Fürſt nur Erſter unter Gleichen zu ſein hat und daß bei allen die Allgemeinheit betreffenden Angelegenheiten die Vertreter dieſer zuſammen beraten ſollen. Höhere Befugniſſe erhält der Fürſt nur im Falle des Krieges; da war er der „Herzog". Nach beendetem Kriege trat er in ſeine frühere Stellung zurück. Caeſar berichtet von den Germanen: „Führt das Volk einen Verteidi-

gung- oder Angriffkrieg, so werden Anführer gewählt, die diesen Krieg leiten, so daß sie Gewalt über Leben und Tod haben. Im Frieden gibt es keine gemeinsame Obrigkeit, sondern die Fürsten der Landschaften und Gaue sprechen Recht unter den Ihrigen und vermitteln bei Streitigkeiten." Tacitus schreibt: „Die Könige wählen sie aus dem Hochadel, die Heerführer nach der Tüchtigkeit. Die königliche Gewalt bedeutet aber nicht unbeschränkte Willkür, und auch die Anführer wirken mehr durch ihr Vorbild als durch Befehle, wenn sie durch Entschlossenheit und Umsicht vor dem Feinde Bewunderung verdienen."

Tyrannis entsteht, wenn ein Fürst oder Feldherr seine Macht über sein Gebiet oder seine Frist hinaus ausdehnt. Auch er kann das nicht allein tun. Er braucht eine Anzahl von Männern, die wie er das Wohl der Gesamtheit und ihr eigenes, das hier schon immer mitspricht, in der Einzelherrschaft jener starken Persönlichkeit sehen. So bildet sich ein engerer Kreis, der mit ihm und durch ihn die Gesamtheit der sonst Gleichen bevormundet, beherrscht und als Mittel hierzu im Bedarfsfalle Willkür und Gewalt nicht scheut. Und selbst bei der besten Tyrannis, dem aufgeklärtesten Absolutismus, um es mit modernen Worten auszudrücken, kommt es von Fall zu Fall zu Willkür, zur Vergewaltigung der sonst Gleichen. Auch die Mitglieder des engeren Kreises sind davor nicht gefeit. Der Tyrann kann auf die unbedingte Ergebenheit der Mehrzahl von ihnen zählen, der Einzelne wird von dieser unbedenklich preisgegeben. Man ist beim Tyrannen „Günstling" und kann darum „stürzen".

In der Geschichte der Griechen, in der sich alle Vorgänge noch ohne allzuviel verwickelte Nebenerscheinungen abspielen, weil es sich eben um eine sehr einheitliche Einwandererschichte handelt, tritt die Tyrannis schon um 650 v. Chr. auf und bildet in mehreren Staaten den Übergang zur Demokratie. Die ursprüngliche Tyrannis kennzeichnet, daß Periandros, der Tyrann von Korinth, unter die sieben Weisen aufgenommen wurde. Kaum geringeren Ruhm genoß Kleisthenes von Sikyon als milder und gerechter Herrscher. Periandros wie Kleisthenes beschütz-

ten Künste und Wissenschaften an ihrem Hof, gaben ihrer Stadt großartige öffentliche Bauten und sorgten in jeder Hinsicht für den Aufschwung ihres Volkes, das keine glänzenderen Zeiten sah als die ihren. Periandros starb 585, Kleisthenes 570 v. Chr., beide stammten aus altberühmten Sippen, Periandros aus den Herakliden, Kleisthenes aus den Orthagoriden. Beachtenswert aber ist immerhin, daß Kleisthenes sich den Dorern, die überall in der Peloponnes die Herrenschichte waren, feindlich zeigte, sie den andern gleich machte. Noch klarer offenbart sich das Wesen der Tyrannis in dem Emporkommen des Peisistratos, der ebenfalls den Ruhm eines großsinnigen, edeln Herrschers hat. Peisistratos, der Sprosse des altattischen Geschlechtes der Philaiden, ein Verwandter Solons, gewann, eben durch Kriegstaten berühmt geworden, mit Versprechungen die Landbevölkerung, die sogenannten Diakrier, und bemächtigte sich mit Hilfe einer Leibwache von Keulenträgern, die er sich vom Volke hatte bewilligen lassen, der Akropolis, womit ihm ganz Athen untertan war. Peisistratos ließ die Solonische Gesetzgebung bestehn, nur daß er selbst die höchsten Stellen besetzte, und hielt auch seine Versprechungen den Diakriern gegenüber, indem er ihnen Grundstücke von verbannten Gegnern überwies. Wie Periandros und Kleisthenes förderte auch er Künste und Wissenschaften — man verdankt ihm vor allem die Sammlung der Homerischen Gesänge — und wußte seine Stadt zu der angesehensten des damaligen Griechenlands zu machen. Er ließ Tempel erbauen, legte eine Wasserleitung an, brachte den Handel zu großer Entfaltung. Er starb 527 v. Chr. Seine Söhne Hippias und Hipparchos waren weit mehr nur Tyrannen im heutigen Sinne. Hipparchos fiel unter den Schwertern Harmodios und Aristogeitons; Hippias entkam und reizte die Perser zum Zug gegen das eigene Volk auf und begleitete selbst das persische Heer nach Griechenland zur — Schlacht bei Marathon.

Gewiß kam es auch schon unter diesen ältesten Tyrannen zu Willkürhandlungen, zu einer Prachtentfaltung, die einem Fürsten der rein nordischen Zeit wider das

Wesen gewesen wäre, zur regelrechten Hofhaltung. Daß gerade die Hofhaltung sehr viel künstlerische Kräfte zur Entfaltung brachte, indem sie sie zur Betätigung reizte, ihnen Möglichkeiten eröffnete, ist natürlich auch zu betonen. Der Tyrann mußte zudem in einem noch sehr hochrassigen Volke notgedrungen darauf bedacht sein, die Berechtigung seiner Sonderstellung von Tag zu Tag zu erweisen. Gab diese der Allgemeinheit nicht offen liegende Vorteile, so hätte man sie nicht ertragen. So manche jener Tyrannen wurden auf Anlässe hin gestürzt, die bei späteren Tyrannen — ob Könige, ob Bolschewistenführer, ist dabei nebensächlich — ganz gleichgültig gelassen hätten. So bildet die ältere griechische Tyrannis nicht eigentlich einen Typus für den Gewaltstaat, sondern einen Übergang vom Rechtstaat zum Gewaltstaat.

Aber die Bewegung von unten herauf, rassisch gesprochen: das Einsickern lichteren Blutes in die Beherrschten und dunkleren in die Herren, nahm ihren Fortgang. Besonders treffend zeichnet diese Verhältnisse Theognis von Megara, der griechische Gnomendichter, der bis gegen 500 v. Chr. lebte. In seiner Stadt, Megara, überlagerten Dorer die Vorbevölkerung, die karisch war. Es wird behauptet, die Karer seien Semiten gewesen; das ist unerweislich, jedenfalls aber waren sie in Kleinasien längst vor den Griechen ansässig und mußten daher schon viel dunkles Blut von den dort einheimischen armenoiden Stämmen aufgenommen haben. Die Karer von Megara waren Kolonie. Das Emporkommen der Tyrannis hat nirgendwo so unmißverständliche Grundlage[1]. Theognis, der selbst als Edler flüchten mußte und auch nach der Rückkehr seiner Güter beraubt blieb, sagt ausdrücklich, wo er Zeus beschwört, ihn noch etwas „Gutes" erleben zu lassen nach so viel Schlimmem:

Trinken möcht' ich ihr schwarzes Blut.

Noch aber ist die obere Schichte, wie eine andere Stelle bekundet, blond. Theognis mahnt sie da, bei Feindesge-

[1] Daß hierauf in den „wissenschaftlichen" Darstellungen dieser Vorgänge nicht hingewiesen wird, ist selbstverständlich.

Darum wundre dich nicht, Polypaides, sinkt nun der Bürger
Adel herab, wenn so Edles mit Schlechtem sich mengt.

Diese Distichen scheinen Goethe vorgeschwebt zu haben, als er in „Hermann und Dorothea" ganz ähnlich, aber ziemlich breiig schrieb:

Denn ich habe wohl oft gesehn, daß man Rinder und Pferde,
So wie Schafe, genau bei Tausch und Handel betrachtet:
Aber den Menschen, der alles erhält, wenn er tüchtig und gut ist,
Und der alles zerstreut und zerstört durch falsches Beginnen,
Diesen nimmt man nur so auf Glück und Zufall ins Haus ein
Und bereuet zu spät ein übereiltes Entschließen.

Goethe, der dies schrieb, erzeugte aber Kinder mit der geistig mittelmäßigen, rassisch minderwertigen, dazu noch trunksüchtigen Christiane Vulpius, nannte sogar den einen überlebenden Sohn mit seinem Namen und heiratete schließlich die Mutter nach dem Gesetze. In dieser Halbheit ist Goethe ein Typus. Seine Zeitgenossen hatten noch deutlich die Empfindung, daß eine solche Beziehung seiner, des Genius, unwürdig sei; er hatte sie mit seinem besten, nordischsten Teile, seinem Genie, ebenfalls, aber der Mensch Goethe hatte sie nicht. Die Sinnlichkeit hatte ihn das Verhältnis anknüpfen lassen, der Materialismus der Bequemlichkeit ließ es ihn aufrechterhalten, ja sich selbst dahin belügen, jene Christiane sei eine treffliche, gerade für ihn passende Frau, worin alle mischrassigen Deutschen, die meisten Goetheforscher darunter, mit ihm übereinstimmen.

Der Übergang vom Rechtstaat zum Gewaltstaat vollzieht sich überall und zu allen Zeiten in derselben Weise. Nicht anders als Theognis klagt Dante Alighieri über sein Florenz, aus dem er ebenso hatte weichen müssen. Er wird in der Hölle von einem Florentiner gefragt:

Wohnt edle Zucht, sagt an, und Mannessinn
annoch in unsrer Stadt, so wie sie pflagen,
oder schwanden sie ganz aus ihr dahin?

Dante antwortet:

Durchs neue Volk, durch raschen Reichtum schossen
Hoffart und Übermaß empor in dir,
Florenz, so daß du selbst schon drob verdrossen.

Es vergehen nicht ganz zwei Jahrhunderte, so werden unter der Maske von Volksfreunden die größten Kapitalisten von Florenz, die Bankmänner Medici, unadeliger Herkunft und von dunkler Färbung, die Gewaltherren der Stadt. Die ersten Medici beschützen noch Wissenschaften und Künste und lassen großartige Bauwerke aufführen, aber die späteren sind nichts als grausame Tyrannen, und darunter ist der Mulatte Alessandro, der uneheliche Sohn Lorenzos II. und einer Negersklavin. Die Aufeinanderfolge ist auch hier klar: auf den Gewaltstaat der Kraftüberlegenheit der des Geldes.

Schon die zerstreuten Andeutungen weisen darauf hin, daß der Gewaltstaat des Geldes immer dann eintritt, wenn die Durchsetzung der obern und untern Schichten mit je ihrem verschiedenen Blute ziemlich weit fortgeschritten ist. Nur der erheblich Aufgehellte hat gewisse Kulturbedürfnisse, die zu erlangen er Geld braucht, so daß das Geld für ihn einen höheren, einen fast magischen Wert bekommt: es ist das Zaubermittel, das ihm Wein und Weib verschafft, und wenn er gar so weit aufgehellt ist, daß er solche Genüsse schätzen kann, auch noch Gesang. Ingleichen muß die obere Schichte in ihrer Rasse wesentlich getrübt sein, wenn sie das Geld zum Maßstab aller Dinge nimmt — schon Plato prägte diesen Ausdruck —, sich dem Geldbesitzenden beugt, den wenig oder nichts Besitzenden gering achtet, mag er auch sonst ein höchst ehrenwerter, begabter Mensch sein.

In der Zeit des Rechtstaates ist die Kaste unverlierbar. Auch der besitzlose Brahmane und Kschatrija ist Brahmane und Kschatrija, kein Sudra, und ob er noch so reich ist, kann Brahmane und Kschatrija werden. Ja, im Alter pflegte der Brahmane von selbst auf jeden Besitz zu verzichten, in den Wald zu ziehen und nur der „Betrachtung" zu leben, sich nur mit den großen Fragen der Welt und der Menschheit zu beschäftigen. Der Besitz wird in solcher Zeit oft als Hemmnis empfunden, jedenfalls nicht dahin ausgenützt, daß der Besitzende sich allen nur möglichen Luxus verschafft. Es gilt als Pflicht des Besitzenden, von seinem Gute mitzuteilen. Das ist die „Mil-

de", die das Mittelalter von den Herren forderte. Solange der Ritterstand noch nicht von allzuviel Ministerialen durchsetzt war, fand man diese Milde allgemein. Im späteren Mittelalter bildet sich das Raubrittertum heraus, also der Gewaltstaat der Kraftüberlegenheit, die Milde verschwindet. In einzelnen Ländern, deren Herren in stärkerem Maße Wikinger sind, hat sich die Milde in der Form weitgehender Gastfreundschaft bis an den Weltkrieg heran erhalten, in notwendig beschränktem Maße sogar bis heute. Ich meine Ungarn und Kroatien, deren Gastfreundschaft beispielhaft war. Es übten sie dort auch die neu hinzugekommenen Deutschen, diese letzte Wikingerauslese. Die Wertung geschah hier nach der Persönlichkeit des Einzelnen und, wenn er selbst keine ausgesprochene Persönlichkeit war, nach seiner Familie. Auch mit unermeßlich viel Geld war es nicht möglich, in gewisse Gesellschaften einzudringen. Wer sein Geld verloren hatte, war darum nicht ausgeschlossen. Sehr oft, fast immer fand sich ein Standesgenosse, der den um seinen Besitz Gekommenen als Gast bei sich aufnahm, und manch einer zog den Rest seines Lebens die „Vetternstraße", wie ich es an dem Grafen Dojcsin in der „Familie Geßner" schildere. Auch in Deutschland gab es vor dem Kriege abgeschlossene Gesellschaftkreise, so in Hamburg und in Hannover, den zwei Großstädten, die noch am reinsten blond sind. Aber der arm gewordene schaltete sich da von selbst aus. Er wußte die andern nicht großsinnig genug, daß sie ihn auch noch jetzt als ebenbürtig betrachtet hätten. Das Geld galt in diesen Kreisen schon zu viel. In Ungarn und Kroatien, wo ein Magnat oft Ländereien besaß größer als ein thüringisches Herzogtum, galt das Geld nichts, das Edelmenschsein alles.

Der Gewaltstaat der Kraftüberlegenheit bringt die ihre Willenskraft unbedenklich zu ihrem Vorteil Gebrauchenden empor — es sind immerhin persönlich ganze Kerle —, der Gewaltstaat des Geldes jene, die im Gelderraffen, im klugen Ausnützen jeder Gelegenheit ebenso unbedenklich sind. Die ersten sind Mischlinge, in deren Seele der nordische Teil überwiegt, die zweiten Mischlinge, in deren

Seele der bastardische Teil überwiegt. In beiden Fällen kommt es oft genug zu körperlich ziemlich reinen Typen. Der große Bankmann ist durchaus nicht immer ein kraushaariger kleiner gelber Ostjude, sondern sehr oft eine große, ziemlich helle, bisweilen ganz blonde Gestalt. Hier und da findet man bei ihm sogar auch schon etwas Medizäerhaftes. Er hat nicht nur Sammeleifer und die Sucht, den Gönner zu spielen, sondern Geschmack und aufrichtige Schätzung des Künstlers und Gelehrten. Züge des Emporkömmlings, des von der Allmacht des Geldes überzeugten Begönnerers fehlen zwar selten, aber das Gefühl dafür ist da, daß der von Geldbelangen freie Mann zu achten ist. Es mischt sich also wie in seinem Äußeren auch in seinem Wesen mancher nordische Zug bei.

Ganz so jedoch wie der Gewaltstaat der Kraftüberlegenheit das allfällige Edelmenschtum des Einzelnen zurücktreten läßt, so auch der Gewaltstaat des Geldes. Während aber der erste durch die vielen nach je besonderen Zielen strebenden Persönlichkeiten eine Zeit der äußersten Verworrenheit heraufführt, stellt der Gewaltstaat des Geldes eine gewisse Ordnung dar. Denn nach ihrer bastardischen Art sind die jetzigen Herren trotz ihrer oft kleinlichen Eifersucht auf einander Klüngelmenschen. Sie haben auch alle in der Tat nur ein Ziel: das Geld. Sie wissen in ihrer bastardischen Klugheit sehr wohl, daß sie dessen vereint weit mehr erlangen können als jeder für sich allein. Sie schließen sich ganz von selbst zu Trusten zusammen. Die Konkurrenz gehört mit zum Trust.

Der Gewaltstaat der Kraftüberlegenheit hebt alle Begriffe von Recht und Gerechtigkeit, Sitte und Sittlichkeit dadurch auf, daß dem, der die Gewalt hat, alles erlaubt ist, was er sich selbst erlaubt — und er erlaubt sich in seiner Hemmungslosigkeit sehr oft alles. Der Gewaltstaat des Geldes hebt alle jene Begriffe ebenso auf, nicht jedoch durch den offenen Hinweis auf die Gewalt, sondern nach der Art seiner Herren durch Kauf und Kniffe. Jetzt ist alles käuflich. Je nach Maßgabe seines Geldbesitzes kann jeder alles erwerben, was er will, Stoffliches ebenso wie

Geistiges. Allerdings manches nur auf Umwegen. Die eingeborene Sklavenart ist durch das beigemischte Herrenblut noch nicht so weit herrenhaft geworden, daß man sein Gewaltrecht offen geltend zu machen wagte. Den Eintritt in die bestimmten Gesellschaftkreise erlangt man selbsttätig auf den Besitz hin. Von soundso viel Millionen an gehört man zu diesem, von doppelt soviel Millionen an zu jenem. Walter Rathenau bekannte (1909), daß „dreihundert Männer, von denen jeder jeden kennt, die wirtschaftlichen Geschicke des Kontinents leiten." Das ist der engste Kreis, wenn es nicht etwa darin noch einen engeren gibt. Ebenso läßt sich alles, was Genuß heißt, Wein, Weib und Gesang, unmittelbar erlangen. Aber Ruhm wird auf Umwegen erlangt. Denn tatsächlich gilt auch im Gewaltstaat des Geldes der Ruhm immerhin noch etwas. Ich war achtzehn Jahre alt, als ich auf die Frage eines Mitstudenten, was ich werden wolle, antwortete: ich wolle berühmt werden. Ein dichterisch begabter junger Mann des Geldgewaltstaates wird nicht so antworten, sondern: „Ich will viel Geld erwerben; berühmt zu werden, ist dann leicht". Im Gewaltstaat des Geldes hängt alles am Gelde, drängt alles nach Gelde. Wie viel deutsche Dichter haben nicht — der 1848er Freiheitmann und Vorkämpfer des Volkes Georg Herwegh ist darin vorangegangen — reiche Jüdinnen geheiratet und sind dann berühmt geworden. Oder auch nichtreiche Jüdinnen, was ihnen in den Augen der Juden (der rassenhaft gegebenen Vormacht in solchen Staaten) auch noch den schönen Anschein des Idealismus gab. Besonders eifrige haben mehrmals hintereinander Jüdinnen geheiratet.

Auf Umwegen auch wird in Gewaltstaaten des Geldes die Umwertung aller Werte erlangt. Es muß das Ansehen der Ordnung, der Sinnesart, des Ehrbegriffs von einst untergraben werden. Dazu hat man die großen Blätter, die man besitzt und in die man schreiben läßt, was dem Ziele zuführt, und die Universitäten, deren Stühle man soviel wie möglich mit Leuten seines eigenen Kreises besetzt. Wieviel Universitätprofessoren sind

geldlich und geistig so frei, daß sie sich nicht für den Dienst der neuen Herren auf irgendeine Weise, grobe oder feine, gewinnen lassen? Wo ist der deutsche Universitätprofessor, der offen die anthropologische Geschichtauffassung vertritt und die Folgerungen daraus zieht? Gibt es einen, so wird er auch diese meine Rassenbücher kennen; ich fordere ihn hier auf, mir zu schreiben, damit ich in einer allfälligen Neuausgabe dieses Buches seinen Namen nenne.

Besonders merksam ist der Einfluß auf die Rechtverhältnisse. Der geborene Herr kennt kein Gesetz außer sich selbst. Er kennt kein: „Es steht geschrieben." Was er tut, dafür tritt er ein. Seinem Selbstgefühl tut eine Verurteilung keinen Abbruch. Das tut sie auch dem Herrn und dem Untertan in einem Gewaltstaat des Geldes nicht, aber sie schaltet ihn für eine gewisse Zeit aus dem Geschäftleben aus und verkürzt ihn darum um die möglichen Gewinne. Somit wird Herr wie Untertan um das Gefängnis herumzukommen trachten. Da sie sich hauptsächlich in dessen Nähe bewegen, kennen sie übrigens die Gegend genau. Aber es kommt doch manchmal zu gefährlichen Lagen. Die Gesetze werden nur so weit aufgehoben, als sie dem Wesen des jetzt üblichen Geschäftbetriebes hemmend sein könnten, nicht jedoch in bezug auf Einzelheiten. Die Gefahr ist übrigens nicht sehr groß. Von tausend Fällen kommen höchstens drei vor das Gericht. Daß von diesen dreien zwei mit dem Freispruch enden, dafür sorgt das „Verfahren". Unter keiner Staatsordnung ist das Rechtverfahren ein solcher Hohn auf das Wesen des Rechtes in nordischem Sinne wie im Gewaltstaat des Geldes. Der nordisch fühlende Mensch muß es von vornherein aufgeben, da zu finden, was er Recht nennt. Dabei werden die „Richter" — Beamte wie Laien — noch oft in der Meinung gehalten, sie sprächen wirklich Recht, was die Sache noch grotesker und — für den nordischen Menschen — noch widerlicher macht. Es gibt im Gewaltstaat des Geldes keinen Reichen, der verurteilt würde, auch wenn er ein noch so großer Schädling der Allgemeinheit, ja des Staates selbst wäre oder die allgemeinen Sittlichkeitbegriffe noch so sehr beleidigte, vorausgesetzt,

daß er zu den jetzigen Herren gehört. Stets findet sich ein Sanatorium für ihn bereit, worin er seine Geschäfte unbehindert weiterführen kann und das er nach kurzer Zeit wieder verläßt, wenn etwas Gras über seine Angelegenheit gewachsen ist. Das Gras wächst im Gewaltstaat des Geldes sehr schnell. Um aber die Allgemeinheit in dem Glauben zu erhalten, es gäbe noch Recht und Gesetz, werden ziemlich harmlose Missetäter, die nicht zu den jetzigen Herren gehören, von Zeit zu Zeit vor das Gericht gebracht, ihre Prozesse zu Sensationen aufgebauscht und durch alle Zeitungen geschleift. Besonders kennzeichnend sind die Verurteilungen wegen geschlechtlicher Handlungen. Der Gewaltstaat des Geldes kennt für seine Herren überhaupt keine geschlechtliche Moral. Das ganze Geschlechtleben ist auf den bloßen Genuß eingestellt, der freilich je zuweilen mit allerlei modischen Kinkerlitzchen aufgeputzt wird. Man sollte vermuten, diese Gesellschaft müßte in bezug auf geschlechtliche Handlungen sehr freidenkerisch sein. Im Gegenteil. Wer nicht zum Kreise der jetzigen Herren gehört, hat noch alle Paragraphen wider sich, die je eine Gesetzgebung aus theologistischer Beschränktheit heraus aufgestellt hat; er findet kein Sanatorium für sich.

Gewaltstaaten der Kraftüberlegenheit gehn rasch zugrunde: Denn an starken Sonderpersönlichkeiten erschöpft sich ein Volk sehr bald. Gewaltstaaten des Geldes dagegen haben lange Dauer. Sie sind auf begabte Klüngelmenschen gegründet, und die finden sich in Mischvölkern so lange, als das Herrenblut in ihnen noch nachwirkt. Darum gibt es Gewaltstaaten des Geldes nicht nur unter weißen Völkern, sondern auch unter Gelben und ein wenig aufgehellten Schwarzen. Die Negerrepublik Haiti ist ganz so ein Gewaltstaat des Geldes wie das Deutsche Reich seit fast dreißig Jahren, nur bestehn noch gewisse Unterschiede in Einzelheiten. Das ist als bloße Feststellung gemeint und kann um so weniger anders aufgefaßt werden, als ja unter den Deutschen die Mehrzahl der Meinung ist, die Neger seien den weißen Menschen völlig ebenbürtig, sittlich wie geistig. Obendrein mag noch be-

tont sein, daß die Unterschiede im Sinne des nordisch fühlenden Menschen durchaus nicht alle zugunsten des Deutschen Reiches fallen.

Sozialistik und Sozialismus

Wohl als erster habe ich — in meiner „Geschichte des Judentums", in dem Abschnitt „Der jüdische Sozialismus", auf den ich nachdrücklich verweise — den Ausdruck Sozialistik geprägt, um den geschriebenen und geredeten Sozialismus von dem sich tatsächlich auswirkenden unmißverständlich zu unterscheiden.

Solange in einem Staate, der in solchem Falle ein Rechtstaat im vollen Sinne ist, nordische Herren und minderrassige Beherrschte säuberlich voneinander getrennt sind, gibt es da keine Sozialistik und keinen Sozialismus. Der nordische Herr verachtet niemals den rassisch von ihm getrennten Beherrschten. Er hat ein väterliches Wohlwollen für ihn, will, daß es ihm gut gehe, sorgt für ihn, wie er für das Tier sorgt, für die Pflanze. Er geht darüber hinaus: jede Begabung, die er an ihm entdeckt, überwertet er in seiner freudigen Verwunderung und fördert sie darum nach ganzem Vermögen. Ist er aber selbst noch frei von dunklerer Beimischung, wird er auch die Grenzen jener Begabung erkennen und nicht erwarten, sie könne nun schon seine eigene Gesittunghöhe erreichen, wenn sie sich auch ein wenig über die der andern Beherrschten erhebt. Freilich, wo sich verbrecherische Anlagen, wo sich Tücke und Heimtücke offenbaren, wird er mit aller Strenge die Ordnung aufrechterhalten. Theognis sagt ganz aus dem Geiste des nordischen Herrentums heraus:

Hart sei du und sanft und freundlich und unerbittlich
Gegen Sklaven und Trotz.

Solche gesunde Verhältnisse, die Sozialistik und Sozialismus nicht kennen, herrschen auf Madagaskar, wo die Franzosen die Herren von leicht aufgehellten Negern sind. Die Franzosen sind strenge, aber väterliche Herren, die ganz genau die Fähigkeiten ihrer „indigènes" kennen, sie aber auch nicht überschätzen. Mir sagte einer der zahl-

reichen Kolonialoffiziere, die ich in Segedin während der Besetzung der Stadt durch die Franzosen kennenlernte, ganz aus diesem Geiste heraus: „J'admire nos Malgaches, et je les aime". Alles, was ich in mehr als sechs Monaten engster Berührung mit Malgaschen und Kolonialoffizieren beobachten konnte, stimmte dazu.

Aber diese Zustände kommen alsbald ins Schwanken, wenn das Blut der Lichteren sich in das Blut der Dunkleren mischt und hinwider dieses in jenes hinaufsickert. Der Beginn ist der, daß der Mann sich Weiber der Beherrschten als Kebsen hält und die Kinder, die er mit ihnen zeugt, gegen das noch allgemein geltende Rassegesetz seines Volkes aus persönlichem Gefühl heraus nicht in der tieferen Kaste der Mutter verbleiben läßt, sondern in seine heraufzieht. Der begabte einzelne Sproß scheint das zu rechtfertigen. Aber dieser, mag er auch selbst ganz nach dem Vater geschlagen sein, bringt in seinem Blute das Blut seiner mütterlichen Vorfahren mit und zeugt mit einer Frau der höheren Kaste Rückschläge zu diesen, die nun schon als vollbürtig gelten, aber in ihrer Art von den übrigen Herren merklich abweichen. Zuerst bildet sich innerhalb der Herren eine bestimmte Ablehnung dieser Art heraus, aber je breiter das Blut jener „Emporgekommenen" verfließt, um so mehr wird die Herrenschichte selbst verändert.

Alle „sozialen" Bewegungen nehmen von hier ihren Ausgang, sind auf rassischen Verhältnissen solcher Art begründet. Ihrer Natur nach können sie zweierlei sein: von oben hinab und von unten hinauf. Je nach der Mischung wiegt in dem einen Volke diese, in dem andern jene vor und folgen sie einander, gehn auch zeitweilig Hand in Hand. Beide Bewegungen können sowohl geistig — ideell und ideal — als auch sachlich gerichtet sein, entweder Vorteile für die Gesamtheit unter Ausschaltung des eigenen Ichs oder Vorteile für die Gesamtheit zum Sondervorteil des eigenen Ichs erlangen wollen. Die Abstufungen sind mannigfach.

Wir leben jetzt in einer tief mischrassigen und darum in einer sozialistischen Zeit.

Die Sozialistik von oben hinab geht von der Betrachtung der tatsächlichen Zustände aus und verquickt damit ihren Traum. Diese Sozialistiker kommen nicht selten aus den höchsten Ständen wie Graf Mirabeau und Graf Saint-Simon, von denen der erste allerdings bis zu den Augenbrauen verschuldet, der zweite völlig verarmt war. Ihr eingeborenes Ideal ist das des platonischen Staates, das Zeugnis ihrer Rassentrübung aber ihr Glaube, dieses Ideal der Gleichheit ließe sich in den Ständen verwirklichen, zu deren Anwälten sie sich machen. Zeiten der Mischrassigkeit übertreiben überdies stets das Ideal, ganz so wie in der Frauenmode, die ich bereits gekennzeichnet habe (S. 35), auch in der Sozialistik. Sie träumen — selbst in Reifrock und Perücke zwischen den gestutzten Hecken ihrer Le Nôtre-Parke wandelnd — von der „Unschuld" der Naturvölker, von dem Hirtenleben mit dem Schäfchen am blauen Bande und dem bebänderten Stab in der rosigen, manikürten Hand. Je ferner ihnen die Welt der Naturmenschen ist, desto „schöner" träumen sie sie. Und wenn sie schon bei ihren gelegentlichen Besuchen diese vergötterte Einfalt in äußerster Verwahrlosung sehen, so sind sie doch überzeugt, wenigstens die unsterblichen Seelen dieser ruppigen Kerle und struppigen Weiber seien höchst edel, und wenn schon nicht gerade jetzt, so doch von Natur, so daß die Schuld daran, daß sie es nicht mehr sind, nur an der „Gesellschaft" lag. Und siehe da, wenn man — als distinguished foreigner — mit einem dieser „Deklassierten" redete, hörte man ganz und gar das gewünschte Echo: ja, was doch für edle Empfindungen erfüllten auch diesen Busen! Wer sich aber jemals als einer ihresgleichen unter sie gemischt hat, weiß, wie sie über die „Herren" und „Damen", die da zu ihnen kommen und sie ausfragen, hohnlachen. Ich weiß es, denn ich habe mir oft den Spaß gemacht, als „Deklassierter" unter die „Deklassierten" zu gehn.

Der Traum vom Naturzustand ist nur das durch das Urbild bedingte Widerbild des eigenen „Kulturzustands", der Verhältnisse der eigenen Mischrassigkeit, die zur Gewaltherrschaft des Geldes geführt hat. Der Edlere kann

diese Verhältnisse nur verachten, aber wenn er halbwegs hochrassig ist, verachtet er nicht weniger auch die Masse, wie sie ist. Der französische Psychologe Lebon kennzeichnete die Massen aller Länder sehr gut: „Sie sind leichtgläubig, haben kein Gedächtnis, unterliegen leicht der Ansteckung der Zerstörsucht und sind vollkommen gleichgültig gegen die Freiheit: sie brauchen sie nicht." Man erinnere sich der Forumszene in Shakespeares „Julius Caesar". Ist dies nicht das „Volk", wie wir es alle kennen, das gestern Wilhelm II. zujubelte und heute Ebert, Kurt Eisner, Erzberger? Selbst der mischrassige Sokrates, der mehr die Züge eines „Mannes aus dem Volke" als die eines griechischen Edelings trug, sprach nach Xenophon von dem Demos, der ja schon damals dem Namen nach den Staat beherrschte — Athen war Demokratie — als von einem „unwissenden und ohnmächtigen Haufen von Walkern, Schustern, Zimmerleuten, Schmieden, Bauern, Händlern und Krämern, die nie über Staatsangelegenheiten nachgedacht haben." Und Goethe, der auch nicht ganz hochrassige, läßt den nüchternen Alba zu dem Volksfreunde Egmont sagen: „Ein Volk wird nicht alt, nicht klug; ein Volk bleibt immer kindisch", und ohne Maske sagt er in den „Sprüchen" mit Bezug auf die athenischen Demokraten, die durch ihr „Scherbengericht" den edeln, selbstlosen Aristides verbannten:

Laßt euch mit dem Volk nur ein,
Populärische; entschied' es:
Wellington und Aristides
Werden bald beiseite sein.

Ebenso scharf ist der Spruch:

Hofschranzen sind noch immer die besten;
Volksschranzen fürchte, die allerletzten.

In den Reinerrassigen überwiegt diese Erkenntnis so sehr, daß sie selbst in ihren umstürzlerischsten Schöpfungen ausgesprochene Aristokraten sind — wie nach Goethes Wort der blonde Schiller selbst in den „Räubern" —, die nicht so Reinrassigen aber wollen dem Volke, das sie zwar verachten, doch geholfen wissen. Graf Mirabeau prägte dieses Wort: „Verachtet das Volk, aber helft ihm." Diese

ganze Sozialistik baut sich auf auf die Vervollkommbarkeit der Menschen, auf den Glauben: wenn man einem Schlehenbusch recht schön zurede, werde er schon Kirschen oder Äpfel oder Birnen tragen. Man sieht aus dem „Volke" tatsächlich immer wieder Männer von hoher Begabung, von geistiger und seelischer Edelart hervorgehn. Statt nun sich zu sagen: da man so viel lichtes Blut den Dunkleren im Laufe der Jahrhunderte mitgeteilt habe, müsse sich dieses doch in gelegentlichen Rückschlägen wieder geltend machen, nimmt man an, das sei der Beginn zu einer Veredelung der ganzen Tschandalakaste; binnen kurzem werde es darin nur lauter solche Edelmenschen geben. Wie kennzeichnend ist es da, daß Friedrich Hebbel, der aus der Familie eines armen, unbedeutenden Maurers und Kleinhäuslers hervorging, 1848 keineswegs sich zu den Umstürzlern stellte, sondern im Gegenteil zu deren Gegnern, den Konservativen, allen Vorteilen zu Trotz, die ihm die „Demokraten" bieten konnten. Er war eben ein hochrassiger Entmischling, der die Verhältnisse klar übersah und vor allem das „Volk" genau kannte, weil er doch selbst dessen Sohn war.

In Rechtstaaten haben die Herren stets die Begabung unter den Beherrschten gefördert und nur zu oft weit über das Maß. Schon im Neuen Testament, das voll von den Ideologismen einer mischrassigen Spätzeit ist, heißt es, im Himmel sei mehr Freude über einen bekehrten Sünder denn über neunundneunzig Gerechte. Um jenes bekehrten Sünders willen setzte der Träumer vom zukünftigen Paradies immer die neunundneunzig Gerechten zurück, darunter, wenn er ein edler Mensch war, auch ohne Bedenken sich selbst. Äußerlich bekundeten sie es dadurch, daß sie sich ihrer Titel entäußerten wie Graf Mirabeau, wie die großen Revolutionmänner von 1848 in Ungarn. Anderseit erhoben sie den begabten Sprossen der Beherrschten in den Adelstand, wie schon die Spartaner den spartiatisch erzogenen Sohn eines Spartiaten mit einer Helotin, wie unter den Germanen schon die Deutschen im frühen Mittelalter den begabten und treue Dienste leistenden Beamten, so daß gar manche der sogenann-

ten Uradelssippen ihren Stammherrn in einem unfreien „Ministerialen" haben. Diese „Übergerechtigkeit", die den eigenen Wert zurücksetzte, hatte zur Folge die Durchmischung der Hochrasse mit zahlreichen minderwertigen Rückschlägen nach den Vorfahren jener Geadelten, die Schwächung des eigenen Standes, die fernerhin die ganze Verworrenheit der nächsten Zeiten, die Tyrannis im späten Sparta, das Raubrittertum in Deutschland verursachte, weil es nun keine selbstlose Herren mehr gab, sondern nur selbstische Streblinge.

Die Sozialistik von oben hinab hat zur Voraussetzung eine gewisse Herrenhaftigkeit sowohl bei den Sozialistikern selbst als auch bei den Menschen, denen sie diese Selbstentäußerung zumuten. Sie tritt darum in dem Ausklang der Gewaltstaaten der Kraftüberlegenheit auf. Typus für sie ist Graf Saint-Simon, der im Frankreich des großartigen Raubritters Napoleon Bonaparte seine entscheidendsten Jahre lebte. Er selbst, in Reichtum aufgewachsen, war in seiner Jugend von kühnen Industrieplänen erfüllt, nach deren Scheitern und dem Verlust seines ganzen Vermögens widmete er sich seiner Sozialistik. Sein Hauptgedanke ist der, daß Arbeitgeber und Arbeitnehmer in ganz ungerechtem Verhältnis den Gewinn der Arbeit genießen, daß darum eine Neuordnung der Gesellschaft nötig sei. Kennzeichnend ist aber, daß Saint-Simon nicht nur die äußerliche Verbesserung des Loses der Besitzlosen anstrebt, sondern auch ein neues religiöses Evangelium verkündet, das die Bruderliebe zur Tat machen soll. Er schrieb seine leidenschaftglühenden Schriften unter bitterster Not.

Die Sozialistik von unten hinauf entsteht in Gewaltstaaten des Geldes. Die Herren in diesen sind Mischlinge mit der Willenskraft und der geistigen Begabung der Lichteren, aber den bastardischen Trieben ihrer „dunkeln" Herkunft. Jetzt erst bilden sich die Gegensätze von arm und reich heraus, und es ist gar oft, daß in dem heißen Wettbewerb der Edle, der noch die alten Ehrbegriffe hegt, dem hemmungs- und bedenkenlosen Bastard weichen muß. Die Edelsten zwar leiden unter ihrer Armut nicht, sie

wissen sich Güter, die unverlierbar sind und die jene nie erwerben können und beneiden sie um ihre Pracht und ihre Genüsse nicht. Aber das sind wenige. Die meisten sehen im Reichtum ein Gut an sich. Und da entsteht der Traum von der eignen Scholle, die jeder besitzen und selbst bebauen müsse. Wir verfolgen diesen Traum bis nach Altjuda und Hellas, wie der Abschnitt über den idealen Staat dartut, wir sehen sogar mehrmals die Versuche gemacht, durch Neuaufteilung des Bodens den kranken Staat zu heilen. Nicht aber das allein. Der nordische Mensch ist nur glücklich, wenn er seine Kräfte gebraucht, sie zu immer vollerer Entfaltung bringt; er arbeitet aus Vergnügen an der Arbeit und darum nicht zehn Stunden, acht Stunden, sechs Stunden im Tag, sondern solange er überhaupt zu arbeiten vermag, und das sind gar oft vierzehn Stunden und mehr, wie es so mancher von uns an sich erfahren hat. Der Schwarze dagegen scheut jede Arbeit bis auf das faire l'amour, tut sie nur, wenn ihn der Herr oder die Not dazu zwingt. Da nun Mischlinge das Ideal zeichnen, vergessen sie niemals zu betonen, daß in dem Zukunftstaate nur sehr wenig Arbeit zu leisten sei, ein großer Teil des Tages jedem zur freien Verfügung stehe, zum faire l'amour, was sie, schamhaft, zwar nur selten offen sagen; vielmehr soll die Muße der Bildung, der Kunst und der Leibespflege gewidmet sein, oder in moderner Sprache: Vorträgen über Geschlechtkrankheiten oder „Mutterschutz" mit Lichtbildern, Detektiv- und Verbrecherfilmen und Ringkämpfen nackter Männer und nackter Weiber.

Ich greife wieder ins alte Griechentum zurück, das typische Verhältnisse bietet und Anzüglichkeiten, die vielleicht den und jenen zartfühligen verletzen könnten, vermeiden läßt. Jambulos aus Platää, der als Gesandter der syrischen Seleukiden um 280 v. Chr. in Indien weilte, schilderte in einem Roman den „Sonnenstaat" eines glücklichen Inselvolkes, das er auf seinen Fahrten angetroffen habe. Sieben Jahre habe er mit seinem Begleiter dort geweilt, dann habe man ihn ausgewiesen, damit er mit seiner Kultur nicht jene Naturmenschen anstecke. Die

sieben glücklichen Inseln lagen unmittelbar am Aquator. Die Bäume trugen stets reife Früchte, der Boden brachte unbestellt alle Nahrungmittel in reichster Fülle hervor, insbesondere Öl und Wein und ein Rohr, dessen erbsenartige Früchte zur Bereitung süßen Brotes verwendet wurden. Trotzdem lebten die Bewohner in wohlgeregelter Mäßigkeit und gediehen darum in ursprünglicher Kraft und Schönheit. Sie wurden hundertfünfzig Jahre alt und gaben sich dann selbst den Tod, indem sie sich auf eine Pflanze lagerten, deren betäubender Duft sie sänftlich in den Tod hinüberführte. Die Einrichtungen sind ganz kommunistisch. Nicht nur daß alles allen gehört, jeder muß sich auch an jeder Arbeit beteiligen, so daß jeder abwechselnd die andern bedient, Fische fängt, Handwerke oder Künste ausübt, öffentliche Geschäfte besorgt usw. Auch alles, was sich auf die Ernährung bezieht, hat seine bestimmte Ordnung. Die Mahlzeiten sind gemeinsam, auch ist für jeden Tag nur eine bestimmte Gattung von Speisen gestattet. Gemeinsam sind auch alle Frauen. Auch die Kinder sind gemeinsam, und die Frauen selbst werden über ihre eignen Sprößlinge in Ungewißheit gebracht, indem man ihnen häufig die Säuglinge vertauscht. Als höchstes Gut ist von allen die Eintracht erkannt, und in ungetrübter Eintracht verfließt denn auch das Dasein.

Der Zukunftstaat der neuesten Sozialistik ist in dem Sonnenstaat des Jambulos schon vorweggenommen. Sein Apostel ist der tiefbrünette Karl Marx, der Enkel eines Trierer Rabbis mit dem Vornamen Mardochai (Mordche), was die Juden in das europäische Markus zu übersetzen pflegen — daher Marx —, ein Mann, der in Wohlstand lebte und mit der Schwester eines preußischen Ministers verheiratet war, echter „Bourgeois", aber von seinen bastardischen Trieben zur Feindschaft gegen die Gesellschaft geführt. Der jüdische Bolschewismus hat ihn zum Weltheiland erhoben. Trotz etlichen bittern Worten gegen die Juden und obwohl als Kind getauft, hat er nie aufgehört, sich als Jude und für seine Stammesgenossen zu fühlen. Dieses Schillern seiner Persönlichkeit, verbunden damit, daß er in seinem großen Hauptwerk

„Das Kapital" die Zahlen, die er aus englischen Archiven zog, zugunsten seiner Ergebnisse fälschte, macht ihn zu einem Typus der Sozialistik von unten hinauf, deren Vertreter wie Marx zum Hauptteil aus dem Judentum, also durchaus nicht etwa aus dem Volke, sondern von außen her kommen und an dem Volke demnach auch keinen andern ideellen als höchstens wissenschaftlichen, versuchlichen Anteil nehmen, jedoch sehr oft es für ihre Sonderbelange benützen. Karl Marx, der aber jede religiöse Erneuerung beiseite läßt, geht von der Annahme Saint-Simons aus, daß Arbeit und Gewinn zwischen Arbeitgeber und Arbeiter ungerecht verteilt seien. Dies läßt ihn den durchnegerten und darum arbeitunlustigen Massen die frohe Botschaft eines Zukunftstaates verkünden, worin nur sehr wenig gearbeitet werden muß. Bei gleichmäßig verteilter Arbeit sei nämlich der „zur materiellen Produktion notwendige Teil des gesellschaftlichen Arbeitstages" sehr kurz, der „für freie geistige und gesellschaftliche Betätigung der Individuen — faire l'amour — eroberte Zeitteil um so größer". Der „Arbeiter" sämtlicher sozialistischer Programme trachtet sowenig wie irgend möglich zu arbeiten — canis a non canendo —, und schon ist er so weit, daß von den jetzt modischen „Betriebsräten" die Entlassung von Arbeitern, die aus Lust oder alter Gewohnheit wirklich arbeiten, erzwungen wird. Der Gedanke, daß arbeiten Lust sei, steht diesen Mischlingen gänzlich ferne. Ingleichen will der sozialistische Zukunftstaat jede Arbeit von jedem verrichten lassen. „Die Berufsphysiognomien, die unsere Gesellschaft heute aufweist, sind in meinem Staate verschwunden", sagte Bebel, der es zu einem sehr behaglich lebenden Schloßbesitzer gebracht hatte; „Karrenschieber und Architekt von Profession werden nicht verewigt werden, sondern in einer Person vereinigt sein", sagte Friedrich Engels, der als nichtjüdischer Ideologe an Karl Marxens Seite stand. Der Gedanke, daß dann der vereinigte Karrenschieber und Architekt ein ebenso schlechter Karrenschieber wie Architekt sein werde, kommt diesen Sozialistikern nicht.

Da es sich der Sozialistik von unten hinauf stets nur

darum handelt, den Menschen ihres Staates für sowenig wie möglich Arbeit soviel wie möglich Genuß zu bieten, darf man sich nicht wundern, daß die Verwirklichung dieser Träume, der Sozialismus, noch um etwas materieller ausfällt. Das einfachste ist stets, die jeweilig eben Besitzenden zu erschlagen und sich den auf diese Weise frei gewordenen Besitz selbst anzueignen. So fiel im Jahre 370 v. Chr. in Argos der Pöbel über die Besitzenden her und erschlug ihrer 1500 mit Knütteln. Es ist das der sogenannte Skytalismus (von skytalon, Knüttel), der stets die Bestrebungen der Sozialreformer zu einem die Ideologen unter ihnen verwundernden Abschluß bringt. „Das Volk von Argos", sagt Isokrates, „macht sich ein Vergnügen daraus, die reichen Bürger umzubringen, und freut sich, indem es das tut, so sehr, wie andere nicht einmal, wenn sie ihre Feinde töten. Die Opfer hören auf, an den Altären schlachten sich die Menschen. Manche Stadt hat jetzt mehr Flüchtlinge als früher die ganze Peloponnes."

Wir haben in diesen Sätzen genau die Zustände gezeichnet, wie sie in Rußland die Bolschewisten nun schon seit mehreren Jahren unterhalten, wie sie 133 Tage lang in Ungarn herrschten und wie sie von Zeit zu Zeit in Deutschland einzuführen gesucht werden. Die mischrassige Masse mit ihren bastardischen Trieben der Gier nach fremdem Gut, des Neides auf den Besitz anderer, der Zerstörwut geben die rassische Grundlage ab. In Rußland ist diese Masse sehr groß. Juden, Tscherkessen, Tataren, Letten bilden dort die Bolschewisten, also tief mischrassige Stämme. Der slavische Russe ist ein kläglicher Schwächling, war es schon, als er sich in Scharen in die Flüsse zur Taufe treiben ließ. Die blonden schwedischen Waräger, die all dem Völkergewimmel ihren eigenen Namen „Russen" gaben, verachteten die Slaven als die „schwarzen und stinkenden". In Ungarn machten sich die jüdischen Bolschewisten die Vaterlandsliebe der Besten zunutze, indem sie dem Volke vorgaukelten, mit Rußlands Hilfe würden nun sämtliche Feinde, Serben, Rumänen, Tschechen, aus dem Lande getrieben werden. In den ersten Tagen des Bolschewismus, den ich in Segedin an der

Theiß mitmachte, setzte man das Trugspiel einer allgemeinen Mobilmachung in Szene, und die Ungarn meldeten sich zu Tausenden. Jene jüdischen Bolschewisten schufen sich aber klüglich bessere Verbündete: sie befreiten alle Verbrecher, und mit diesem Gesindel schufen sie jenen Terror, der ihre Macht 133 Tage währen ließ. Allerdings waren sie auch durch Frankreich, insbesondere die Freimaurerschaft gestützt. Da wurden den „Bourgeois" — und das waren alle Nichtjuden, die nicht mittaten — die Augen aus den Höhlen gequetscht „wie Pfirsichkerne", der Bauch aufgeschnitten und die Hände in die Schlitze gesteckt wie in Taschen, damit sie mit dem Gelde klimpern könnten, die Zunge aus dem Munde gerissen und an die Stirne genagelt, Arme und Beine abgehackt und der Verstümmelte lebendig begraben, Männer und Weiber nackt zusammengebunden und mit einem Zettel, worauf „Rote Hochzeit" stand, in der Theiß ertränkt. Der Jude Tibor Szamuely, der sich nach dem Ende des ungarischen Bolschewismus selbst tötete, fuhr im Kraftwagen umher und ordnete Blutgerichte in den Ortschaften an. Zehn Mann mußten vor ihn gebracht werden, und mit den Worten „Trotzkij" oder „Lenin" überantwortete er sie entweder dem Erschießen oder dem Erhängen. Viele Schlösser wurden ausgeraubt. Aber ich weiß von einem Fall, wo die Bauern der Umgegend den Bolschewisten zuvorkamen, so daß die nichts mehr zu rauben fanden, und als wieder Ordnung im Lande war, brachten die Bauern dem Grafen alles bis auf das letzte Stück zurück. Sie hatten es ihm auf diese Weise gerettet. Ich weiß auch von einem Fall, wo der Hausmeister, der von den Bolschewisten, ganz wie in Rußland, zum Hausgewaltigen gemacht worden war, eine Hausbewohnerin, die Witwe eines hohen Beamten, die er sonst in seinem demokratischen Geiste nur „Gnädige Frau" genannt hatte, jetzt mit ihrem vollen Titel „méltoságos asszony" nannte und besonders ehrerbietig grüßte. Diese Gesinnung in den breiteren Schichten des ungarischen Volkes ermöglichte die Wiederaufrichtung der Ordnung in verhältnismäßig so kurzer Zeit.

Der deutsche Bolschewismus, der besonders in den tiefstrassigen Teilen des Reiches, in Sachsen, Mittelbayern, den Großstädten wie Berlin und den Industriearbeitergebieten sich auswirkte und vielfach noch lebendige Brutherde hat, ist ganz und gar auf die bastardischen Triebe gewisser deutscher Volksgruppen gegründet. Der Vaterlandsgedanke spricht hier im Gegensatz zu Ungarn nicht mit. Der deutsche Bolschewismus ist, auch in seinen nicht so ausgesprochenen Formen, wie sie die verschiedenen sozialdemokratischen Richtungen darstellen, durchaus international. Seine Führer sind wie schon Marx und Lassalle, seine geistigen Urheber und vergötterten Heroen, Juden, zum großen Teil jüdische Kapitalisten, die sich seiner zu ihren Zwecken bedienen. Ich fürchte, daß sich in Deutschland bei einer allfälligen Bolschewistenherrschaft nicht viel Männer wie jene ungarischen Bauern und jener Budapester Hausmeister finden werden.

Der Sozialismus in seiner konsequenten Auswirkung, dem Bolschewismus, macht sich keine Gedanken darüber, was denn sein werde, wenn nichts mehr zu rauben war. In Rußland scheint er bereits mit dem Rauben am Ende zu sein. Da ruft er durch wehleidige Schilderungen die ganze Internationale auf, den vor Hunger Sterbenden zu helfen, und erlangt von denen, die ihre Vorteile daran haben, und denen, die nicht alle werden, so viel, daß die Bolschewisten selbst wieder einige Monate herrlich und in Freuden leben können, — während die vor Hunger Sterbenden wirklich sterben. Das ist nun wieder ein ausgesprochener Gewaltstaat, jetzt nicht mehr von Mischlingen geführt, in denen nordische Herrenart noch immer lebendig ist, von Raubrittern oder von Geldfürsten, sondern von Mischlingen, in denen die bastardischen Triebe völlig hemmunglos walten. Trotzkij ist ein tiefbrünetter Jude, Lenin ein echter Tatare, Bela Kun-Kohn und die übrigen ungarischen Bolschewisten, die deutschen Bolschewisten sind alle brünette Juden. Liebknecht war afrikanisch kraushaariger Halbjude, Karl Hölz, von dem man eigentlich erwartete, er werde der neue Kaiser von Deutschland werden, ein überaus tatkräftiger Kommunist — man

fand bei seiner Frau mehrere Koffer voll geraubter Schmucksachen — ist ein kleiner, schwarzhaariger, gelbhäutiger breitgesichtiger Nichtjude.

Der Sozialismus zeigt sonach einerseit die Auswirkung der bastardischen Triebe der mischrassigen Masse, anderseit ist er als Übergang zu der Gewaltherrschaft einer engeren Gruppe von Kapitalisten, der dreihundert Männer Rathenaus, bestimmt, die zugleich als Rassenherrschaft gedacht ist, da sie kaum andere Volksangehörige als Juden umfassen dürfte. Ob dieser jüdische Zukunftstaat wirklich ein so klar umrissenes Ziel ist, wie gewisse Schriften dies darstellen — „Die Geheimnisse der Weisen von Zion" —, fragt sich, aber dessen bedarf es nicht: der Rassewille des jüdischen Volkes, das während des ganzen 19. Jahrhunderts Staffel auf Staffel erklomm und zu einer geradezu schwindelhaften Höhe stieg, ist jedenfalls da, muß da sein, wenn dieses Volk nur einigermaßen sich selbst beobachtet. Und es ist wohl das Volk, das sich am genauesten selbst beobachtet. Es ist nichts kennzeichnender dafür, als daß der Umsturz als erstes die „Sozialisierung" sämtlicher Betriebe, sämtlichen Grundbesitzes bringen sollte, nicht aber die der Banken, die fast ausschließlich in jüdischen Händen sind. Die Sozialisierung war nur ein dem „Volke" schmeichelnder Name für den völligen Übergang aller Werte an das jüdische Großkapital, das fortan der einzige Arbeitgeber gewesen wäre. Der Nichtjude sollte als Arbeiter, nun, wo jeder Wettbewerb wegfiel, dem einzigen Arbeitgeber völlig ausgeliefert werden.

Während sich der Sozialismus im russischen Bolschewismus schon in solcher Weise verwirklicht hat und im eigenen Lande schon ähnliche Maßnahmen getroffen werden, treiben im Deutschen Reiche zahlreiche Universitätprofessoren und „demokratische" und „liberale" Zeitungen noch immer die ideelle und ideale Sozialistik. Da dies freilich auch zum großen Teile Juden sind, kennen sie wohl ihr Ziel sehr gut. Von den nichtjüdischen Mitläufern kennen es wahrscheinlich nur einzelne. Es ist: durch das schönrednerische Geschwätz alle jene zu umnebeln, die

in ihrer Rasse nicht genug gefestet sind. Und das ist gewiß die Mehrzahl der Deutschen von heute.

Die Völkischen

Alle Völker zur Zeit ihrer höchsten Entfaltung waren völkisch gesinnt. Euripides sagt:

> Es herrsche der Grieche und es diene der Barbar,
> Denn der ist Knecht und jener frei geboren.

Der Römer hatte sein: Civis romanus sum. Den Stolz, das edelste der Völker zu sein, hat jedes Volk von Ehre. Es läßt sich damit nicht genügen, sondern trachtet, es zu erweisen. Nur, wo es dies nicht vermag, verfällt es dem verdienten Spotte. Verschiedene Völker bewahren den Stolz noch als letzten Rest einer größeren Zeit.

Vielleicht das stolzeste aller Völker ist das englische. Es ist kein reinrassiges Volk, aber die Herrenschichte darin, die stark genug war, ihren Geist zum herrschenden zu machen, war lange hindurch hervorragend hochrassig. Noch heute gilt der typische Engländer als lang und vor allem als langgebeint, als rotblond, blauäugig und weißhäutig. Die Färbung ist in dem letzten halben Jahrhundert erheblich dunkler geworden. Die Mischung der germanischen Herren mit den vorgermanischen Mischlingen aus blonden Kelten und irgendwelchen dunkeln, mediterranen Stämmen ist weit vorgeschritten und hat auch schon das Wesen stark getrübt, vor allem den Geist des bastardischen Geschäftbetriebs und somit zahlreiche Juden emporkommen lassen. Daß der Jude Benjamin d'Israeli Lord Beaconsfield und Premierminister werden konnte, war der Beginn. Trotzdem wirkt auch in dem dunkler gefärbten, doch immerhin noch zumeist hoch gewachsenen und schmalgesichtigen Engländer der echt nordische Stolz auf sein Volk noch nach, der sich nicht in sich selbst erschöpft, sondern sich auf die Taten der Vergangenheit und der Gegenwart gegründet weiß.

Der Engländer ist, in seiner Herrenschichte, Wikingerauslese aus Deutschen, Dänen und Normannen, und er

bei verbrauchten sich auch in Ungarn die besten Kräfte im staatlichen Leben. Denn Ungarn ist ebenso wie England eine Kolonie: süd- und nordslavische Goten, zu verschiedenen Zeiten eingewanderte Deutsche und vielleicht noch altarische Skythen, die das mongoloide Heervolk anführten, bilden seine Herrenschichte. Tatsächlich war der einzige würdige Staatsmann auf Seite der Mittelmächte ein Ungar: Graf Stefan Tißa, Sohn einer Gräfin Degenfeld. Aber nicht dies macht es, daß der Ungar sich selbst „stolz" nennt (büszke magyar), sondern der adelige Sinn, der von der Herrenschichte ausgegangen ist und das ganze Volk durchdrungen hat. Es gibt sehr vieles, was der Ungar „nicht tut". Mit keinem Geld ist er dazu zu bringen. In diesem Geiste verlangt er von dem Staatsmann, daß er, wie Bismarck sagte, eine reine Weste habe. Leute, die durch irgendwelche Geschäfte, nicht aber durch Arbeit im nordischen Sinne reich geworden sind, wären in Ungarn in staatlicher Stellung unmöglich, zumal in dem neuen, aus so bitterer Not entstandenen, in so bitterer Nöt um sein Dasein ringenden. Die Vaterlandsliebe, der Ruf „Éljen a haza!" (Es lebe das Vaterland) hat alle Parteien des Landes, beide Nationen und beide christliche Bekenntnisse zum Kampfe gegen den Bolschewismus vereint und dessen Besiegung möglich gemacht. Und wie der jüdische Bolschewismus die Vaterlandsliebe zur Grundlage nahm (vgl. S. 88), ebenso war schon die Herrschaft der Juden in Ungarn vor dem Weltkrieg auf den Vaterlandsstolz des Ungarn gegründet: die klugen Streblinge machten sich ihn zunutze, peitschten ihn künstlich zum Chauvinismus auf und machten dadurch die andern Nationen des Landes, die sich jahrhundertelang mit ihren Herren friedlich vertragen hatten, zu Feinden der Ungarn, des ungarischen Staates. Natürlich hatte dieser chauvinistische Geist nur hochkommen können, weil in der Herrenschichte fremde Bestandteile eingedrungen waren und deren ursprünglichen Geist im einzelnen getrübt hatten.

Ganz so wie in Ungarn vor dem Weltkrieg machen sich die Juden den Nationalstolz bei den Engländern und

genossen, wie sie davon sprechen, sie lernten mit ihren Kindern den Katechismus, wie Jesus Christus und Jungfrau Maria, die einst verpönten Worte, jetzt so oft genannt werden, wie sie davon reden, sie seien in der oder jener jüdischen Gesellschaft die einzigen Christen gewesen. Wo ein Jude restlos Deutscher, Franzose, Engländer, Ungar sein will, kann er nur durch Übertreibung für eine Zeitlang die Dummen und Dumpfen täuschen. Sein Wollen kann ehrlich sein, in dem Wirtvolke völlig aufzugehn; das beweise er dadurch, daß er die Blutbande zerbricht. Schon der Mut dazu beweist, daß er sich mit ihm innerlich verwandt fühlt. Bloß sich taufen lassen, aber in der Chawrusse bleiben, ist nichts als neues Maranentum. Jakob Wassermann, ein begabter Schilderer jüdischen Wesens, hat jüngst ein ganzes Buch darüber geschrieben, daß man ihn voll als Deutschen betrachten müsse. Er irrt: er ist Jude und kann Deutscher ebensowenig werden, wie ich Jude, obwohl ich zwei Romane aus der jüdischen Welt geschrieben habe („Spinoza" und „Das neue Jerusalem"), ganz so wie er mehrere aus der deutschen Welt. Während ich dies Buch schreibe, senden Berliner Juden an alle deutschen Schulen einen Aufruf gegen den Antisemitismus, worin sie ihre vaterländische Gesinnung heilig beteuern. Das kann ebenso ehrlich gemeint sein wie Jakob Wassermanns Buch, verpflichtet aber noch längst nicht dazu, jene Juden auch wirklich als Deutsche anzusehen. Zu jeder Zeit und überall haben die Juden in ihrer berufenen Mimicry den Anschein jedes Volkes angenommen und eben durch das Doppelspiel, „Juden für die Juden und Griechen für die Griechen zu sein", wie es der Apostel Paulus ausdrückt, alle möglichen Vorteile gewonnen, erschlichen.

Der Jude hat seine eigene völkische Bewegung, den Zionismus, dessen Ehrlichkeit für mich außer jedem Zweifel steht, den darum meines Erachtens der Antisemitismus zu Unrecht mit dem alljüdischen Kapitalismus, dem Weltherrschaftgedanken der Juden in Verbindung bringt. Diese völkische Bewegung trachtet das jüdische Volk von all den bastardischen Trieben frei zu machen, derethalb es

uns so verächtlich ist, trachtet das Tüchtige und Edle, das sich in ihnen mit den 10 v. H. reinen Blonden bis heute erhalten hat, auszulesen, zu stärken, ihm ein Gebiet der Betätigung für das eigene Volk zu geben. Ich verstehe es, daß die Zionisten meine „Geschichte des Judentums" peinlich empfinden, obwohl sie ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, weil sie eben über die Familiengefühle nicht so leicht hinauskönnen, die sie mit der Gesamtheit der Juden verbinden, aber mein Werk hat die Freundschaft mit mehreren trefflichen Zionisten nicht zerrissen. Und das ist ein hohes Zeugnis für sie.

Von allen Völkischen gilt der Franzose als Typus für den Chauvinisten. Es wäre auch hier zu untersuchen, welchen Anteil die Juden an der Verschärfung der französischen Vaterlandsliebe zum Chauvinismus haben. Ich weiß nicht, ob Clémenceau Jude ist; sein Sohn ist mit der ungarischen Jüdin Schoßberger verheiratet. Jedenfalls haben in der chauvinistischen Presse sehr viele Juden am heftigsten gegen die Deutschen geschrieben; ich erwähne nur den „Belgier" Charles de Croisy, eigentlich Oskar Wiener. Die meisten Hetzblätter waren in jüdischem Besitz. Aber der französische Chauvinismus, dessen sich die Juden für ihre Zwecke bedienten, war durch den Verlust Elsaß-Lothringens im Jahre 1871 natürlich hervorgerufen. Die Franzosen haben den Tag ihres damaligen Niederbruches durchaus nicht zum Festtag erhoben wie die Deutschen den 9. November, der in den Schulen, wenigstens in denen Thüringens, von Staats wegen gefeiert werden muß. Bismarck hatte nicht verstanden, dem Revanche-Gefühl vorzubeugen, indem er es durch völlige Niederwerfung des Gegners unmöglich machte; er war vielleicht daran gehindert worden, hatte vielleicht nicht das Gemüt dazu. Bis in die Provence hinab, die von den Deutschen kaum mehr als den Namen wußte, war in allen Schulen die Rache, der Haß gegen Deutschland gelehrt worden. Man mag das bedauern, muß es aber verstehn und kann es nicht unehrenhaft nennen. Gleichwohl fand ich bei den Franzosen die Achtung vor dem Deutschen, sowie er sich zu seinem Volke bekannte. Sprach man

in Segedin in meiner Gegenwart von den „Boches" — man konnte mich für einen Magyaren oder einen Südslaven nehmen, da man mich meistens magyarisch oder serbisch sprechen hörte —, so sagte ich sofort: „Et moi, je suis Boche", und es wurde kein „Boche" mehr laut. Ja, einer der Franzosen, der in politischer Debatte die üblichen Ausfälle französischer Hetzblätter gegen die Deutschen gebraucht hatte, entschuldigte sich ausdrücklich wegen seiner Heftigkeit. Mehrere der Franzosen beschäftigten sich mit der deutschen Sprache, zwei, drei sprachen sie sogar ganz leidlich, alle Gebildeten unter ihnen hatten Kenntnis von den großen deutschen Namen.

In Frankreich auch ist jede Partei völkisch gesinnt. Sein Vertreter bei der sozialdemokratischen Tagung in Prag (1921) erklärte ausdrücklich: er sei erst Franzose, dann Sozialdemokrat. Das ist bei einem Volke von völkischer Ehre nur natürlich so. Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Partei bedeutet nur das Anstreben eines gewissen engeren Zieles; das große allgemeine Ziel, die Größe des Vaterlandes, des eigenen Volkes, wird darüber nicht vergessen. Dieses Ziel hat der Arbeiter ebenso wie der Fabrikbesitzer, der Rentner und der Bauer, der Arme wie der Reiche, der Mann auf der höchsten Höhe der Bildung wie der Analphabet. Keiner, dem nicht das „Allons, enfants de la patrie" Schauer durch das Blut gösse.

Was die Zugehörigkeit zu einem Volke bedeutet, ermißt vielleicht niemand so ganz wie der schaffende Künstler. Für ihn ist das Volk der Wurzelgrund. Hat er diesen Wurzelgrund nicht, so ist er Schmarotzerpflanze, die wohl durch starke Farben blenden mag, die aber vergänglich ist und keine nährenden Früchte trägt. Solche Schmarotzerpflanzen sind die jüdischen Dichter, Tonsetzer, Maler, die im Geiste ihrer Wirtvölker, statt in dem ihres jüdischen Volkes schaffen. Selbst Heinrich Heine und Catulle Mendès, diese glänzenden Begabungen, selbst Felix Mendelssohn-Bartholdy, dieser feingeistige Eklektiker, sind nicht wurzelständig. Sie können aus ihren Kulturgebieten ausgeschaltet werden, ohne daß man sie vermißt. Kann

man Uhland, Mörike, Schumann, Franz Liszt ausschalten? Bei sehr enger Verwandtschaft zweier Völker sind gelegentlich Übergänge, gewissermaßen Verpflanzungen, möglich. Der deutschbürtige Murger konnte mit seiner „Vie de Bohême" ein echter Franzose werden, der lothringische Adelige germanischen Stammes Adelbert von Chamisso ein deutscher Dichter. Aber das sind Ausnahmen. Große Kunst gedeiht nur auf dem Boden des besonderen Volkes. Dessen Selbheit gewinnt im Künstler ihren stärksten, eigensten Ausdruck. Wie die Natur sich gegen die Vermischung der Arten sträubt und die nahe verwandten Gattungen Fuchs, Wolf, Schakal auseinanderhält, so will sie auch in dem großen Künstler je eine besondere Selbheit bilden. Die Gesamtkunst eines Volkes ist dann ingleichen eine besondere Selbheit der des andern gegenüber. Sein Bestes kann jeder nur leisten, wenn er sein volles Wesen in das Kunstwerk gießt; er muß aus seiner eignen Seele sprechen, nicht aus der eines andern Volkes, er muß seine Muttersprache reden, nicht eine angelernte. Wer aber das Beste für sein Volk geleistet hat, leistet es zugleich für die ganze Welt, für alle, die verwandten Blutes sind: Shakespeare, Milton, Byron, Goethe und Schiller, Molière, Voltaire, Gustave Flaubert, Dostojewski und Tolstoj, Ibsen und Björnson sind zugleich Sterne ihres Volkes und der ganzen europäischen Kultur.

Der im nordischen Sinne Völkische wird sein Volk am tiefsten lieben, weil er ihm als Sohn angehört, aber er wird von den Angehörigen der andern Völker dieselbe Liebe je zu ihrem Volke verlangen, jeden einzelnen nur dann achten, wenn er diese Liebe hat und bekennt. Dies ist der Internationalismus des Völkischen nordischer Art, der Internationalismus, der mich die Literaturen in dreißig oder mehr Sprachen hat durchforschen und daraus das Schönste, was ich fand, in mein geliebtes Deutsch hat übertragen lassen. Und wo immer ich dazu Gelegenheit hatte, habe ich bei allen Künstlern darauf gedrungen, gleichviel, welchem Volke sie angehörten, ihr eignes volkhaft bedingtes Wesen so rein wie irgend möglich in ihrem

Werke auszusagen. Es gab auch nirgendwann einen Haß zwischen uns: wir standen beide auf festem Boden, auf einem Boden gleicher Art, wenn auch nicht auf demselben. Ja, mir ist es geradezu peinlich, in fremder Sprache Werke zu lesen, die vom Deutschen herkommen. So ist mir das Schrifttum meines Geburtlandes Kroatien deshalb weniger wert als das serbische in derselben Sprache.

Nationalismus ist nichts als nordischer Individualismus vom Einzelnen auf die Gesamtheit übertragen. Goethes Wort:

Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist nur die Persönlichkeit

hat seine Bedeutung auch in dieser Erweiterung.

Das deutsche Volk kennzeichnet sich zu dieser Zeit durch seine sehr weit gediehene Durchmischung aller mit allen, so daß in der Tat reine Typen des einen wie des andern Bestandteils überaus selten anzutreffen sind. Man könnte es geradezu schon auf dem Wege zur rassischen Einheit der Normaldeutschen glauben, wenn in der Natur auf die Vermischung nicht lange noch immer wieder eine neue Spaltung der Bestandteile und mithin in bezug auf den Hochrassigen eine Entmischung einträte. Daß sich diese vorbereitet, dafür ist ein Anzeichen das Erstarken der völkischen Bewegung, nicht nur der rein politischen, sondern auch der nur mittelbar ihr dienenden Jugendbewegung. Noch aber lastet auf allen die chaotische Mischung aller mit allen. Daher die schier unglaubliche, geradezu aufreizende Stumpfheit der Deutschen hinsichtlich aller geistigen Belange, ihre gegenwärtig trostlos öde Dichterei und Tonsetzerei, ihre wüste oder belanglose Malerei, die fast völlige Abwesenheit von Geist, Anmut, Aufbau in ihren politischen Schriften. Es ist leicht, in den Augen eines Franzosen, eines Magyaren, eines Serben, eines Rumänen, eines Malgaschen durch ein treffendes feines Wort, durch eine kleine persönliche Liebenswürdigkeit Funken zu wecken. Wenn ich als das Schönste, was mir das Leben gab, das nenne, daß es mir gegeben war, Augen leuchten zu machen, so ist mir das bei Deutschen aus Deutschland am seltensten widerfahren.

Die rassische Verschwommenheit auch bedingt es, daß in Deutschland ein völlig markloser Internationalismus so weite Verbreitung gefunden hat. Die Deutschen in Deutschland gehören zu jenen Völkern, die am wenigsten Begabung für Sprachen haben — in Ungarn sind die meisten Leute bis zu den einfachsten hinab zweisprachig, viele drei-, ja viersprachig —, sie haben demnach das geringste Urteil in dieser Sache. Dennoch können die Anwälte der Völkerverbrüderung bei ihnen stets geneigte Ohren finden: Tschuktschen, Kamtschedalen, Somali, Buschmänner, sie alle sind Brüder der Deutschen. Das Gefühl trügt sie nicht: sehr viele von ihnen sehen wie aufgehellte Mitglieder dieser Stämme aus. In andern rassisch in ähnlicher Weise herabgekommenen Völkern lebt wenigstens das nordische Schönheitideal ihrer einstigen Herren fort; in den Normaldeutschen nicht einmal dieses mehr. Vor allem überzeugte Anhänger des Internationalismus in der angegebenen Ausdehnung sind die deutschen Universitätprofessoren; schon das Wort Rasse beleidigt ihre zarten Ohren, wie auch Straßenköter gleich knurrig werden, wenn man sie nach ihrer Rasse fragt. Um den Internationalismus zu vertreten, den ich neben und mit dem völkischen Gedanken vertrete (S. 99), muß man die Kenntnis der fremden Völker haben. Die aber mangelt gerade bei den Internationalisten. Während die Juden bei anderen Völkern ihre Stellung durch die Überspannung des Nationalismus erschleichen, erlangten sie bei den Deutschen dasselbe durch den Internationalismus, womit sie die Deutschen am besten einlullen können. Wo es freilich von Vorteil ist, macht der Jude auch in Deutschland in Nationalismus. Der Deutsche war hier so geistesarm, daß er sich sein Flaggenlied: „Stolz weht die Flagge schwarz-weiß-rot" von dem Juden Robert Linderer, sein Flottenlied: „Michel, horch, der Seewind pfeift" von dem Juden Gottfried Schwab dichten ließ und während des Weltkriegs den „Haßgesang gegen England" des Berliner Juden Ernst Lissauer mit Wonne sang.[1]

[1] Auch heute noch kommt es bisweilen zu recht übeln Naivitäten in dieser Hinsicht. Bei einer Sonnwendfeier in Weimar wurde, wie

Geleitet von Männern, die nicht immer und unbedingt ihre kleine Einzelpersönlichkeit hinter dem großen Gedanken zurücktreten lassen, ohne breitere Grundlage in dem rassisch verelendeten deutschen Volke, bildeten die Völkischen vor dem Weltkriege und bilden auch heute noch unter den Deutschen nur eine Partei und zwar eine sehr kleine und politisch fast ohnmächtige. Wenn die äußeren und inneren Feinde vor dem Weltkrieg, währenddessen und danach nicht müde wurden und nicht müde werden, sie, die sogenannten Alldeutschen, als drohendes Gespenst hinzustellen, so geschieht das aus rein taktischen Gründen. In Wirklichkeit hatten sie auf Wilhelm II. niemals irgendwelchen Einfluß, da zu dessen ohnedies schwerhörigen Ohren nur durch den Ring der kaiserlichen „Freunde" wie Ballin, Schwabach, Katzenstein (der „liebe Katzi"), Rathenau usw. zu dringen war und diese Juden sorgfältig jeden völkischer Gesinnung Verdächtigen fernhielten. Man erinnert sich des widerlichen Haberfeldtreibens gegen den Fürsten Eulenburg, der von den Juden als „Päderast" tot gemacht wurde, während sie sonst als die eifrigsten für die Aufhebung des Paragraphen 175 reden und schreiben. Deutsche Staatslenker wie Bülow und Bethmann-Hollweg haben sich sogar öffentlich gegen die Völkischen gewendet. In der glorreichen Republik haben die Völkischen als Partei überhaupt nichts zu sagen. Sowie ihre offenen Worte den Machthabern irgendwie gefährlich oder nur unangenehm werden könnten, verbietet man ihre Zeitungen, da ja die Reichsverfassung das ausdrücklich vorsieht: „Jeder Deutsche hat das Recht, innerhalb der Schranken der allgemeinen Gesetze seine Meinung durch Wort, Schrift, Druck, Bild oder in sonstiger Weise frei zu äußern. Eine Zensur findet nicht statt" (Artikel 118). Jede Äußerung

---

man im „Deutschvölkischen Jahrbuch" für 1922 liest, während kein geringerer als der von den Völkischen so hoch verehrte Adolf Bartels mit am Vorstandstische saß, ein Stück von Mendelssohn gegeigt, als ob es keine deutschbürtigen Tondichter gäbe. Das Jahrbuch fragt: „Singen die Jüdischvölkischen bei ihren Tagungen Lieder von Adolf Bartels?"

von völkischer Seite hält sich natürlich sofort nicht „innerhalb der Schranken der allgemeinen Gesetze", wenn sie irgendeinem der augenblicklichen Machthaber peinlich sein könnte. (Eben, während ich dies schreibe, wird ein „Gesetzentwurf" eingebracht, wonach der im kaiserlichen Deutschland von den Sozialdemokraten so grimmig befehdete Majestätbeleidigungparagraph auf sämtliche „Mitglieder" der sozialdemokratischen Reichs- und Landesregierungen ausgedehnt werden soll.) Die Völkischen als Partei sind zu ohnmächtig, daß sie auch nur der willkürlichen Knebelung durch fallweise Ausnahmbestimmungen zu begegnen vermöchten.

Nicht also, wie sie ist, bietet die völkische Bewegung eine Gewähr für die Zukunft, sondern sie selbst ist mit ein Zeichen für die Entmischung, die sich im deutschen Volke vorbereitet. In dem Maße, wie diese fortschreitet, wird auch die völkische Bewegung das Kleinliche, Ungeistige, Plumpe, Klobige, das ihr noch vielfach anhaftet, verlieren; sie wird dem Feinde gegenüber freier werden, als sie jetzt ist, wird sich vornehmer zu geben wissen und dabei nur um so schärfer und selbstbewußter sein. Während jetzt ein Jude, der etwa ihre Tagungen besuchte, hohnlächelnd hinwegginge — diese Leute sind nicht gefährlich —, wird der Gegner sie künftig wohlgerüstet und stets bereit sehen und darum sie achten. Dann auch wird der Deutsche, der völkisch fühlt, dies offen bekennen, nicht, wie es jetzt allenthalben zu beobachten ist, seine Gesinnung geschämig verbergen und, um nur ja nicht irgendwo oder gar bei seinen Vorgesetzten Anstoß zu erregen, „demokratisch" wählen, ja, es wird auch jener, der etwa Sozialist radikalster Richtung ist, selbst ebenso völkisch sein, ebenso die Größe des Vaterlandes und des eignen Volkes als allgemeines Ziel vor Augen haben, wie heute schon der sozialistische Franzose.

Natürlich ist es nicht unbedingt gewiß, daß die Entmischung fortschreitet; die naturwissenschaftliche Grundlage dafür scheint mir jedoch gegeben zu sein. Meinte ich das nicht, so hätte ich dieses Buch wie alle, die dem gleichen Gedanken dienen, ungeschrieben gelassen.

Die Deutschen sind jener Germanenstamm, der dem Entstehgebiet der nordischen Rasse am nächsten siedelt, sogar einen Teil der ursprünglichen Sitze noch heute innehat. Denn zu dem sogenannten altdänischen Gebiet, wo nach den zuverlässigsten Forschungen der blonde Mensch sich herausgebildet hat, gehört auch Schleswig-Holstein. Die Deutschen haben darum, zumal im Norden, von allen heutigen Völkern noch den größten Hundertsatz von Blondlingen unter sich. Aber dem steht gegenüber, daß diese Germanen in vielen Jahrhunderten, schon seit dem Zug der Kimbern und Teutonen, ihre Wagemutigsten in die Ferne ziehen sahen und dieses beste Blut ihnen so gut wie völlig verloren ging. Denn der Rückfluß war spärlich und führte zumeist dunkleres Blut mit sich.

Deutschland gab einem großen Teil Frankreichs die neuen Herren und zugleich den Namen, den das alte Gallien in der neueren Geschichte trägt, selbst nach Italien und Spanien drangen seine Scharen und traten dort wie in Frankreich an die Seite anderer germanischer Stämme. In allen diesen Ländern gaben sie ihre heimatliche Sprache auf oder vielmehr: schufen sich aus ihrem Sprachgeist heraus und mit einem aus dem Lateinischen der beherrschten „Römer" und dem Germanischen gemengten Wortschatz neue Sprachen, die sie für die Zukunft von den Deutschen im Mutterlande unterschieden und alsbald schieden. In England, wo zu ihnen noch Dänen und bereits „romanisierte" Normannen hinzukamen, behielten sie ihre germanische Mundart, ließen sie aber doch von dem Französischen jener Normannen so erheblich beeinflussen, daß sich auch das Englische als Sondersprache von dem Deutschen schied. Nur das Gebiet östlich der Elbe , das noch in der Zeit der Ottonen von Slaven (unter germanischen, vorzugweise gotischen Herren) bevölkert war, doch, wie es scheint, in sehr dünnem Netz, eroberten sie bis auf etliche Inseln bei ihrem hier zumeist friedsamen Vordringen der deutschen Sprache. In größeren und kleineren Flecken schufen sie

sich auch noch über das geschlossene Gebiet hinaus verschiedene Siedelungen, die sich zum Teil bis heute erhielten, wie die Siebenbürger Sachsen, die Balten, und aus weit jüngerer Zeit die Wolgadeutschen und die Schwabendörfer in Südungarn.

Die Deutschen, die nach und nach die heute von ihnen besetzten Gaue südlich bis in die Alpen hinein, westlich bis an Maas und Mosel, östlich bis an die Raab überzogen, waren nicht so sehr Wikinger als langsam und stetig vordringende Masse. Die Wikinger, die in ihnen geboren wurden, machten sich einzeln oder in kleinerem Schwarme auf die Fahrt in fernere Lande und ließen sich oft weit jenseit der Marken des geschlossenen deutschen Gebietes nieder; sie sind es, die jene Inseln unter Slaven, Letten, Esthen, Magyaren, Rumänen, aber auch unter Italienern, Franzosen, Spaniern bildeten. Man denke an die Sieben Gemeinden, die im Weltkrieg so heiß umkämpften Sette communi bei Vicenza. Im Jahre 1767 gingen über 6000 Deutsche aus den Rheinlanden nach Spanien in die verödeten Städte La Carolina, Arquillos, Montizon und andere. Aber schon 1782 versteht man dort kaum noch deutsch. Besser zu halten scheinen sich die Sprachinseln in Südamerika, und auch in Sibirien fanden deutsche Kriegsgefangene zu ihrer Verwunderung ganze Striche von Deutschen bebaut, die noch die deutsche Sprache sprachen.

Der deutsche Wikinger gab zumeist unter fremdem Volke die deutsche Sprache sehr schnell auf, und mit der Sprache verlor sich das Bewußtsein der Herkunft ganz folgerichtig, insbesondere dort, wo auch die alten Namen umgeändert wurden, wie sie der neuen Sprache mundgerecht waren. Die Deutschen wurden auf solche Weise der sprichwörtliche „Völkerdünger". Das kann man beklagen, auch wohl Anklage darüber erheben, muß es aber auch erklärlich finden. Nicht nur, daß diese Wikinger fast immer nur in geringer Zahl kamen, sie waren auch stets den Einheimischen gegenüber die ungleich Begabteren, und so lernten sie die fremde Sprache viel rascher als die Knechte, die sie zu ihren Arbeiten heranzogen, die

ihre. Ich machte das als Sohn solcher Wikinger in Kroatien, wo ich geboren wurde und die Kindheit verbrachte, selbst mit. Hierzu kommt noch der eingeborene romantische Sinn, der in dem Fremdartigen einen Reiz findet. Schon die fremden Namen haben einen anderen Klang: „Rákoczy der Rebell" (Lenau) klingt wie eine Kriegsfanfare. Kann der Name Schweppermann solche innere Gesichte erwecken? Ich sprach jüngst in Wien mit einem der bedeutendsten Burgenländer. Der bemerkte ganz richtig: es werde schwer sein, den jetzt an Österreich Zurückfallenden Ersatz zu bieten für heroische Namen wie Báthory, Rákoczy, Thökölv, Bocskay, ja nur für Kossuth, Petöfi, Görgey, Tißa, die in noch so naher Zeit lebten. Aber der deutsche Wikinger, der seine Kraft dem neuen Volke widmet, sieht auch viel leichter seine Träume von Ruhm oder Macht sich erfüllen, denn er stößt nicht überall auf die Hemmungen durch ähnlich Begabte, die ein gleiches Ziel erstreben. Er steht in einem Volke, worin sich Herren und Beherrschte noch deutlich scheiden, die Herren in ihrer kleinen Zahl den Neuen sehr oft gleich von Anfang an als Mitstreiter und nicht als Wettstreiter betrachten, die Beherrschten aber die Herrenhaftigkeit als solche bewundern, sich bewußt sind, an Begabung weit zurückzustehn. Kommt es aber unter solchen Verhältnissen zum Wettkampf, so ist auch der, als ein Ringen mit Menschen gleicher Art, frisch und freudig, nicht lähmend wie der nutzlos erschöpfende Kampf mit einer klebrigen Masse verächtlicher Tiere. Es ist für den Wikinger schöner, in solchem Kampfe besiegt zu werden oder zu fallen, als in dem Deutschland von heute ein schäbig verklausuliertes Lob zu ernten, eine Zeitlang „berühmt" zu sein. Das Beifallklatschen dieser Normaldeutschen widert ihn an. Er hört lieber eine Kuh jauchen als dieses Klatschen. Keiner von uns, der nicht in Stunden, da ihm die Verachtung bis in die Kehle stieg, ingrimmig beklagte, daß er mit seiner Begabung sich nicht dem Volke seines Geburtlandes gewidmet habe. Er kämpfte dann ritterlich mit Ebenbürtigen, und siegte er, jubelten ihm Menschen zu, deren Beifall Freude macht, weil er aus feurigen Seelen

kommt. Aber die Tragik ist die, daß er als Sohn eines fremden Volkes doch immer nur ein Übergepflanzter ist und darum kaum jemals die volle Höhe der Kunst erreicht. Er spricht die fremde Sprache fehlerfrei, glänzend vielleicht, aber es nicht die Sprache, mit der er „Mutter" sagen lernte; der tiefste Seelenklang, das Letzte fehlt, und das eben ist in jeder Kunst alles. So kann er eine Zeitlang blenden, aber in Stunden klarer Besinnung muß er selbst klar erkennen, daß es tönendes Erz und klingende Schelle war, und die eigentliche Befriedigung fehlt. Das volle Übergehen zum Wahlvolke vollzieht sich erst in Söhnen und Enkeln.

Der hohe Hundertsatz von Blondlingen in der Allgemeinheit der Deutschen bedingt den hohen Stand der Allgemeingesittung in Deutschland, aber die starke Durchmischung aller mit allen hat gewissermaßen Berge und Täler einander angeglichen: Der edle Kies der Berge hat die schlammigen Täler ausgefüllt und so ist mit der Zeit eine große Fläche entstanden, die nur noch wenige Wellenlinien zeigt, von etwas ferner gesehen aber völlig flach ist. In den Ländern ringsum ist auch schon eine gewisse Ausgleichung eingetreten, die breiten Talflächen sind merklich aufgehöht, aber noch ragen die einzelnen Gipfel schlank und mächtig in den blauen Himmel. Es mag sein, daß es im deutschen Volke Gipfel gibt, die genau so hoch in den Himmel ragen, vielleicht gar höher; sie sind aber bis an die Schulter in dem Gemengsel von Kies und Schlamm versunken, und wer nicht sehr ferne steht, kann ihre Höhe mit der Höhe jener Gipfel nicht unbedingt sicher vergleichen. Ich selbst stehe vielleicht nicht ferne genug, wenigstens, was die Gegenwart betrifft.

Die weitgehende Mischung aller mit allen bei dem hohen Hundertsatz von Blondlingen bedingt vor allem den hohen Stand der deutschen Gewerbe und des deutschen Handels. Wenn schon die wahrhaften Schöpfertaten selten werden, so bleibt doch die Arbeitfreude des nordischen Blutteils noch eine Zeitlang erhalten. Das deutsche Volk nach dem Jahr 1848, das für die Zeit der

neuesten starken Vermischung den programmatischen Anfang abgibt, zeichnete sich durch eine ungemeine Arbeitfreude auf allen Gebieten aus; je weiter freilich die Vermischung fortschritt, um so mehr trübte sich die ursprüngliche Art. Schon in den späten 1860er Jahren, also noch vor dem großen Krieg, machte sich das Streben nach Gewinn ohne Arbeit in breitesten Volksschichten bemerkbar: damals wurde in schwindelhaften Papieren selbst auf dem Dorfe spekuliert. Die berüchtigten Gründerjahre folgten. Der „Krach" ernüchterte einige und ließ sie, nicht mehr so gar willig, zur Arbeit zurückkehren; ein erheblicher Teil spekulierte weiter. Die Börse war fortan eine Macht. Der allgemeine Aufschwung nach dem Siege beruht nicht mehr allein auf der Freude an der Arbeit um ihrer selbst willen, sondern auch auf der Freude am Gewinn um seiner selbst willen. Nach dem Zusammenbruch ist, übereinstimmend damit, daß die Nordischsten aus dem allgemeinen Leben ausgeschaltet sind, die Arbeitfreude noch stärker zurückgegangen. „Arbeiten" bedeutet jetzt vielfach nur noch Streiken. Die Betriebsräte sorgen überall dafür, daß für möglichst viel Geld möglichst wenig gearbeitet wird. Arbeiten ist kein Vergnügen, und der Arbeitlose wird vom Staate ernährt.

Auch die Gründung von Kolonien, die Deutschland nach 1871 unternahm, geschah um des Gewinnes willen, nicht aus bloßem Wikingerdrang oder Landhunger. Freilich aber zog es viele echte Wikinger mit dahin. Die Kolonialoffiziere und Kolonialbeamten dienten dem Staate selbstlos, waren solcherweise „Wächter" ganz im Sinne Platos. Andere widmeten sich unter viel Gefahren, die sie eben reizten, der Erforschung noch unbekannter Gebiete. In den Missionaren, die nach Afrika oder nach den Inseln des Stillen Ozeans gingen, lebte nicht allein der Eifer für die Ausbreitung des Evangeliums, sondern auch sehr oft der Eifer für die Wissenschaft, und wertvoller als die schwarzen Seelen, die sie für Jesus Christus gewannen, waren ihre Sammlungen von ethnographischen Gegenständen, von Pflanzen, Tieren, ihre Aufzeichnung der Sprachen und merkwürdigen Gebräuche. Jahrhun-

dertelang war der wikingerhafte Deutsche in die Kolonien der andern Staaten gezogen und dort volklich untergegangen. In Nordamerika waren zur Zeit seiner Lostrennung von England so viel Deutsche, daß das Deutsche als künftige Staatsprache in Erwägung kam. Die Deutschen entschieden sich — für das Englische. Seither gingen noch Millionen von Deutschen in die Vereinigten Staaten, sogar die staatliche Zählung stellte vor dem Weltkrieg 10 Millionen fest. Das waren aber nur die, die noch ihre Sprache sprachen, die Deutsch-Amerikaner oder „Amerikaner mit Bindestrich"; die andern zählten bereits unter die Amerikaner ohne Bindestrich. Jetzt zog der Deutsche in die Kolonien des eigenen Staates. Aber er war rassisch nicht genug gefestet. Der Aufschwung der deutschen Kolonien war ein rein äußerlicher; der Deutsche drohte in seinen eigenen Kolonien ganz ebenso aufzugehn wie in den fremden. Das Vorbild hatten die niederdeutschen Buren gegeben, die sich in ihrem Lande durchaus nicht scharf genug von den Negern geschieden hatten und somit nicht als eine Auslese der Tüchtigsten ihres Stammes sich erhielten, sondern auf einen Zustand der Halbgesittung herabsanken. Das Burenvolk, das keine Kunst, keine Wissenschaft mehr besitzt, fand in seinem Kampfe gegen England die allgemeine Sympathie der bastardischen Deutschen und jener, die nicht näher unterrichtet waren. Wilhelms II. törichtes Verhalten ist noch in Erinnerung. Mir wurde, daß ich damals zu den Engländern als den Nordischeren stand, gar übel vermerkt. Als Sklaven durch ihre Vermischung mit den Negern fühlen sich die Buren unter den Engländern als unter starken, dabei gerechten Herren jetzt durchaus wohl, sehr zum Staunen derer, die für das Land nicht endende Aufstände erwarteten. Die Deutschen waren auf demselben Wege, sich mit den Negern zu vermischen. Besonders die katholischen Missionare begünstigten die Mischehen mit Negern, während die protestantischen sich ablehnend verhielten. So waren die Kolonien für das deutsche Volk in doppelter Hinsicht zum Unheil: sie zogen das beste, nordischste Blut an sich, ließen es sich in den Gefahren der Tropen erschöpfen und

führten dem Volke die Sprossen von Deutschen und Schwarzen als künftige Deutsche zu.

Schon vor dem Weltkrieg standen alle Großmächte unter der Gewaltherrschaft des Geldes. So mußte der wirtschaftliche Aufstieg Deutschlands den Neid der Wettbewerber erregen. Es drängte alles auf eine Auseinandersetzung zwischen Deutschland und England, der Kolonie Deutschlands, hin. Alle Mächte, die aus einem allfälligen Kriege Gewinn ziehen konnten — denn nur um Gewinn handelte es sich, Worte wie Zivilisation, Freiheit auf der einen, Barbarei, Militarismus auf der andern Seite waren Phrasen, bestimmt für die Dummen und für die Dumpfen —, schlossen sich den Feinden Deutschlands an. Deutschland war der fette Brocken. Deutschland mußte besiegt und versklavt werden. Und man wußte: Deutschland würde besiegt werden. Dieses Wissen entsprang sicherlich nicht so sehr aus der Erkenntnis als aus dem untergründigen Gefühl. Denn fürs erste schien Deutschland vortrefflich gerüstet, nicht nur durch Waffen, sondern auch durch die Überzeugung der Mehrzahl seiner Bewohner. Aber schon auch wußten sich die Feinde treue Verbündete — treu durch das gemeinsame Ziel — im eigenen Lande der Deutschen: die ganze Judenschaft, die katholische Kirche und die internationale Sozialdemokratie. Auf die konnte man zählen und brauchte nur zu warten, bis diese drei inneren Feinde zur vollen Auswirkung ihrer Kräfte kamen.

Es war eine schwere Stellung für mich, der ich das deutsche Volk als sein Sohn, als sein Wikingersohn, liebte, der ich inbrünstig wünschen mußte, es möge den Krieg siegreich beenden, und der doch inmitten der ersten äußeren Erfolge nicht vergaß, welche inneren Feinde am Werk waren. Guten Freunden gegenüber sprach ich meine Besorgnisse offen aus; sie wunderten sich manchmal, daß ich noch ungehängt herumgehe. Anfang August 1914 begann der Krieg, Mitte September desselben Jahres löste ich mein Hauswesen auf und lebte fortan als „Garçon", bis auch ich (im November 1915) ins Heer berufen wurde. Es gibt jetzt viele, die von sich behaupten,

sie hätten den Ausgang des Krieges schon bei seinem Beginn vorausgewußt. Man hegt billiges Mißtrauen gegen solche Prophetie post eventum. Und ich gründete meine Voraussicht auch nicht auf irgendwelche mystische Eingebung, sondern auf das klare Erkennen der gegebenen Verhältnisse, Zeugnis dafür auch mein Buch „Rasse und Rassefragen", das während der ersten Kriegsmonate 1914 geschrieben wurde.

Ich sah das deutsche Volk rassisch verelendet, als seine Feinde jedoch Völker, worin sich Herren und Beherrschte noch deutlich schieden, die Herren wirkliche Herren waren und darum auf ihr Gefolge zählen konnten. Wohl waren die Herren nur eine kleine Zahl, aber sie waren vielfach germanische Wikingerauslese wie beispielweise die blonden Westgoten Foch und Joffre, standen in ihrer Begabung, in ihrem unbedingten Adelssinn ungemein hoch, und dazu war ihr Gefolge unzählbar und ließ sich ohne Ende erneuen, während die Deutschen als ihre geistigen Führer Erbärmlinge wie Bethmann-Hollweg hatten, hochrassige Entmischlinge wie Ludendorff und Tirpitz nicht hochkommen ließen und in bezug auf die Heermasse als gewissermaßen in einer rings umzingelten Festung auf die Ergänzung der Lücken aus sich selbst angewiesen waren. Ich sah die Feinde einig in ihrem Ziel. Die Juden der einzelnen Länder spielten nicht nur die Vaterländischen, wie sie es ja auch in Deutschland eine Zeitlang taten, sondern waren durch die gleichen Belange mit den wahrhaft Vaterländischen verbunden. Die katholische Kirche spielte in zweien von ihnen — in England und Rußland — gar keine Rolle, in Frankreich und Italien jedoch umfaßte sie das ganze Volk. Die Sozialdemokratie war, wie ich erwähnte, nicht wie die deutsche international und dem eignen Volke feindlich, sondern selbst völkisch. Die engeren Eigenziele traten vor dem einen großen Ziel, der Besiegung Deutschlands, völlig zurück.

Ich wußte damals noch nichts von dem Einflusse der Freimaurerei, die jetzt immer klarer als eine der treibenden Mächte erwiesen wird, war selbst bereit, in sie einzutreten. Die Freimaurerei der romanischen Länder ist

jedoch im wesentlichen eine Zusammenfassung der höchsten jüdischen Intelligenz, hat also für sich keine eigentliche Bedeutung, ist vielmehr im Judentum mit inbegriffen. Wichtig war es, daß sie auch in den Mittelmächten ihre Einflüsse übte und hier über die jüdischen Kreise hinaus in die nichtjüdischen hinein. Sämtliche ungarische Logen unterstehn dem französischen „Großen Orient". Seit ich das weiß (seit Herbst 1921), ist mir die Haltung Ungarns im Weltkrieg klar: sehr viele Ungarn waren durch ihre Zugehörigkeit zur Loge gebunden. Der Rückzug im Oktober 1918 wurde dort von der Loge befohlen, Graf Karolyi übernahm die Herrschaft als Logenbruder und übergab sie den jüdischen Logenbrüdern Béla Kun-Kohn und den andern Bolschewisten. Das neue Ungarn hat mit unter seinen ersten staatlichen Handlungen sämtliche Logen in Ungarn aufgehoben. Die deutschen Freimaurer, die weißen nichtjüdischen, waschen ihre Hände in Unschuld. Man kann ihnen glauben, daß sie nichts mit den Brüdern vom Großen Orient gemein haben, daß sie nichts gewußt haben. Ja, sie haben während all der Zeit von den Geheimnissen des Salomonischen Tempels geträumt und über dem hohen Ziel, „Menschen" zu werden, vergessen, daß sie Deutsche sind. Die deutschen Freimaurer waren mit unter denen, die das deutsche Volk, soweit es noch wache Geister unter sich hatte, in einen schönen Dusel eingelullt haben; andere taten es bewußt, sie unbewußt, das spricht nur für die Intelligenz jener und für ihre eigene — Ideologie.

Die hohe Begeisterung bei Kriegsausbruch konnte viele über die wahren Verhältnisse täuschen. Ein Volk, das so freudig in den Krieg zog, von dem so viele es geradezu als Schande zu betrachten schienen, nicht für das Vaterland zu sterben, das mußte siegen. Es ist aber etwas anderes, wenn der Hochrassige sich für eine Sache einsetzt, als wenn der Bastard sich für sie „begeistert". Heute jubelt dasselbe Volk „Hosianna", das morgen „Kreuziget ihn!" schreit. Gewiß war die Begeisterung in vielen echt. Gerade bei der Mischung aller mit allen mußte in jedem noch so sklavenhaft aussehenden Normaldeutschen auch

irgendwo noch ein reiner nordischer Bluttropfen sein, und der glühte nun auf und erfüllte für eine Zeit das ganze Blut mit schöner, goldener Flamme. Dies gab der Welt das Schauspiel, daß die Deutschen als Gesamtheit so stolz und frohmutig in den Krieg zogen und damals auch ungeheuere Siege erkämpften. Ich sage im „Heiligen Deutschland" von den Deutschen des Weltkriegs — Träle heißen in der „Edda" die mischrassigen, dunkelfärbigen Unfreien —:

Doch ward der Funke auch Flamme in jedes Trälen Brust
(Ward er es aber in jeder?), sie flammte im heißen August,
Auch noch im schönen September; doch als der Winter kam,
Da ward in manchem und manchem die Flamme kalt, der Blutpuls zahm.

Und nun vier lange Jahre. Wohl hat sie Sieg auf Sieg
Geschürt mit brausendem Atem, daß sie noch einmal stieg
Und noch einmal, bis sie endlich für stets in der Brust erlosch.
In vielen so und vielen. Und von dem Deutschen blieb der Boche.

Doch warst, o mein deutsches Volk, du das Volk noch des Tacitus,
Es erloschen unsre Flammen einzig im Erebus.
Wir trotzten der ganzen Welt noch Jahre und Jahre lang,
Und fielen wir, so war es wie einer Sonne Untergang.

Es war, wie wenn nach Siegfrieds, des herrlichen Helden, Tod
Brünhild ins Feuer reitet, das bis an den Himmel loht,
Und freudig ihr Grane wiehert, daß es wie Siegruf klingt,
Und über die edeln Toten die stolze Burg in Trümmer sinkt.

In den ersten Jahren des Weltkriegs fielen des deutschen Volkes Allerbeste. Ein italienischer Berichterstatter wunderte sich, wo denn die vielen blonden Germanen herkämen, die er in den Schützengräben antraf. Er hatte bloß die Deutschen der Städte, die Normaldeutschen, wie ich sie nenne, gekannt. Aber er brauchte nur in die Schreibstuben und in die Kriegsgesellschaften zu gehn, dort hätte er wieder die Deutschen gefunden, die er kannte. Diese blieben am Leben. Besiegt werden ist nichts Unehrenhaftes, die Art aber, wie die Deutschen sich besiegt gaben, war so aller Würde bar, daß selbst die Engländer und Franzosen sich darüber wunderten: das hatten sie nicht erwartet. Erklärt wird die Art des deutschen Zusammenbruchs dadurch, daß im Herbst 1918 die

Allerbesten längst gefallen waren, in denen, die danach die Besten waren, der nicht ohne Plan von den innern Feinden über sie verhängte Hunger[1] den Willen schwer gelähmt hatte, während er in der bastardischen Masse die Umsturzgelüste stachelte. Denn auch dem Revolutionjahr 1848 war ein Hungerjahr vorausgegangen. Ein großer Teil der Deutschen, nämlich die Normaldeutschen, glaubte auch ohne weiteres der klugen Vorspiegelung, die Feinde würden die Deutschen sofort als Brüder umarmen, wenn sie sich als Republik erklärten. Und hatte nicht der Großvater selig 1848 auf den Barrikaden gestanden? (Wahrscheinlich nicht, aber man fabelte es zu seinem Ruhme, glaubte es wohl auch und war jedenfalls „Demokrat".) Die deutschen Fürsten, durch Verbindung mit allerlei Emporkömmlingen längst um ihre ursprüngliche Rasse gebracht, wichen höchst unrühmlich von ihren Thronen; Friedrich Leopold von Hohenzollern, Freimaurergroßmeister, hißte als erster die rote Fahne. Das Offizierkorps, der Beamtenstand, das ganze Bürgertum versagte; man sah tatlos und ratlos zu, wie eine Handvoll gutgenährter und sehr reich gewordener sozialdemokratischer Parteisekretäre — die jetzt zum Hauptteil Regierungpräsidenten sind und sich ihre Tätigkeit als Parteisekretäre in ihre „Anciennität" einrechnen lassen — den Umsturz in Szene setzten, und wäre es in der Absicht der jüdischen Drahtzieher gelegen, so hätten jene Männer und Weiber ganz getrost den Sowjet errichten können; keine Hand hätte sich gerührt.

Der Normaldeutsche wiegte sich in dem süßen Taumel, jetzt der „Herr" im deutschen Reiche zu sein, ging zur Wahlurne und wählte knechtselig die ihm von der Partei vorgeschriebenen Männer und Weiber. In der Goethe- und Schillerstadt tagte die Deutsche Nationalversammlung, und das deutsche „Volk" bewunderte Herrn Erzberger, daß er vom Scheitel bis zur Sohle so tiptop war. Das deutsche Volk hatte seine Republik und war glücklich.

[1] Ich spreche über die Aushungerung des deutschen Volkes durch die Kriegsgesellschaften ausführlich in meiner „Geschichte des Judentums".

Möglichkeiten

Auf Deutschlands Seite fielen im Weltkrieg die Allerbesten, die Nordischsten. Sie fielen umsonst, aber sie fielen in der stolzen Zuversicht, daß ihr Volk siegen werde. Ihnen gegenüber standen die Besten der feindlichen Völker, viele davon ihre Brüder an Leib und Seele, sogar von Stamme. Denn unter den Amerikanern, die als die letzten kamen, und denen man darum die Beendigung des Krieges zuschreibt, waren wohl ein Drittel von deutscher Geburt. Unter den Russen waren die Tüchtigsten die baltischen Deutschen. Auch die Feinde, zumal die Franzosen, verloren viele von diesen Besten. Es sah danach aus, als wäre der Weltkrieg von Dantes „Urneid" veranstaltet worden, um die Lichten gänzlich auszutilgen. Sie, die wenig zahlreichen, mordeten einander, die Masse der Bastarde und die der Schwarzen und Gelben, mochten sie von den Maschinengewehren auch in ganzen Schwaden dahingemäht werden, war unerschöpflich, sie blieb am Leben. Und des Überlebenden ist die Welt.

Für das deutsche Volk kam nun der Niederbruch und mit ihm die „Tyrannei der Geringsten und Dümmsten", von der Nietzsche spricht — Dümmsten freilich nur in dem Sinne, daß es sich um Leute ohne jede Bildung im nordischen Sinne handelt; denn gewitzt waren diese Juden und sozialistischen Parteisekretäre auf jeden Fall. Hierdurch nun wurde noch weiterhin das beste Blut der Verfolgung preisgegeben. In Ungarn mordeten die jüdischen Bolschewisten mit ihren Helfern aus den Zuchthäusern tausende der Edelsten grausam dahin, in Deutschland begannen die Münchener Gewalthaber Levien, Levinè, Toller, Mühsam und andere Juden ingleichen schon das Blutbad im Dienste der Bastarde mit der Ermordung der zehn „Geiseln". Im übrigen Deutschland wird unter der glorreichen Republik sorglich darauf geachtet, daß kein nordischer Geist sich irgendwo öffentlich bemerkbar mache. Jeder Fürwitzige ist von den „Gesetzen" bedroht, die jedoch einem Erzberger, einem Hölz und den zahllosen jü-

dischen Gaunern gegenüber nur sehr langsam arbeiten, wenn überhaupt.

Der staatlich gefeierte Niederbruch hat über die Lande links des Rheines, soweit sie der Sieger dem verachteten Besiegten noch belassen hat, die „schwarze Schmach" gebracht, die von dort aus das deutsche Volk mit einem starken Zuschuß neuen afrikanischen Blutes durchsetzen wird. Sie macht so den Verlust der Kolonien reichlich wett, die auch diesen afrikanischen Einschlag im Laufe der Zeit einzuführen drohten (S. 61 u. 109). Er ist nicht der erste. Denn schon die Römer hatten in ihrem Besatzheere Afrikaner, und deren Blut erkennt man noch heute in zahlreichen Merkmalen; manchmal kommt es sogar zu rein negerhaften Bildungen. Man hat sich in Deutschland über jene „schwarze Schmach" zum Teil heftig entrüstet. Aber die schwarze Schmach besteht nicht darin, daß sich die Neger geschlechtlich zu erlustigen wünschen, sondern darin, daß sich „deutsche Frauen" finden, die für Geld oder auch ohne Geld sich mit ihnen erlustigen. Man spreche nicht von Vergewaltigungen. Vergewaltigungen sind an sich selten möglich und als vereinzelter Geschlechtverkehr in der Fruchtbarkeit zu unsicher, als daß sie die vielen Bastarde erklären könnten, die jetzt in den Rheinlanden zur Welt kommen und — da sie doch „Menschen" sind — sorglich erzogen und zur Fortpflanzung gebracht werden.

Die Deutschen von heute sind — bis auf die Schieber in Politik und in Valuten — jämmerliche Soldknechte der Sieger. Nur wenige knirschen ingrimmig gegen die auferlegten Fesseln und auferlegten Lasten. Weitaus die Mehrzahl hat sich darein gefunden, da sie nur an das eigene Ich und an den nächsten Tag denkt. Die Arbeiter hat der Staat an die Futterkrippe der Unternehmer geführt. Er sorgt dafür, daß sie im Rausch ihrer Macht bleiben und immer genug Geld zu Wein, Weib und Gesang haben. Zu arbeiten brauchen sie wenig, und das ist ihnen nur recht; denn sie haben ohnedies „in der Arbeit ein Haar gefunden". Die Beamten von heute zählen nach Sinn und Gesinnung vollständig zu den Arbeitern. In allen staatlichen Betrieben leistet die doppelte Zahl die

Hälfte, das Viertel der Arbeit in Friedenszeit. Das deutsche Heer ist verschwunden; ein paar Überlebsel geisten noch umher. Schon den Kindern wird eingeprägt: „Die Offiziere sind schlecht.“ Es wird nicht mehr Soldaten gespielt. Die deutsche Schule — half nicht der deutsche Schulmeister die Schlachten Moltkes schlagen? — ist ein Spottbild der weltberühmten von einst. Die Lehrer sind eben auch Beamte. Die Schüler sind Arbeiter. Gelernt wird nichts. Student a non studendo. Überall die trostloseste Unwissenheit. Ich kam oft genug in den Freiviertelstunden an deutschen Gymnasien und Realschulen vorüber, wenn sich die Schüler im Vorhofe ergingen. Wie selten, wie traurig selten ein edles, stolzes, freies, sanftes und starkes Germanengesicht!

Wenn man solcherweise alle diese Umstände zusammenfaßt, fragt man sich, ob da die Hoffnung auf andere Zeiten wirklich noch irgendwie begründet ist, ob nicht nur, wie so oft, der Wunsch der Vater des Gedankens sei. Vielfach wurde auf den tiefen Niederbruch des deutschen Volkes nach der Schlacht von Jena hingewiesen und an den damaligen Aufstieg bis zu Leipzig und Waterloo die Meinung geknüpft, auch jetzt werde es sich wieder erheben. Dieser Schluß nach Ähnlichkeit läßt außer acht, daß das deutsche Volk von 1806 ein anderes war als das heutige, daß es damals nach dem Niederbruch nicht in den niedrigsten Bolschewismus und Kapitalismus versank, daß es zum Ausdruck seiner staatlichen Wesenheit nicht fremdbürtige Geschäftleute wie die zahlreichen jüdischen Minister von heute nahm, sondern deutsche Männer, die selbstlos ihrem großen Gedanken dienten, die bereit waren, für ihn zu sterben, und auch für ihn starben. Stünden heute Männer auf wie Jahn, Fichte, Arndt, Stein, Scharnhorst, sie fänden nicht den Widerhall im breiten Volke, nicht bei den Beamten von heute, nicht bei den Arbeitern von heute. Viel leichter sammelt ein Liebknecht d. J., eine Rosa Luxemburg, ein Hölz eine „begeisterte“ Gefolgschaft. So schalte ich auch diesen Schluß nach der Ähnlichkeit aus. An einen Aufstieg in sieben Jahren wie von 1806 bis 1813 denke niemand.

Dies aber ist die rassische Weltlage von heute. Deutschland hat noch immer den höchsten Hundertsatz von Blonden, und diese Blonden sind hier in einem ziemlich großen Gebiete nicht eine dünne Oberschichte, sondern das Volk selbst, das wirkliche Volk, der Bauernstand. In den Siegerländern tritt immer mehr die Arbeitlosigkeit auf, die daher kommt, daß der deutsche Arbeiter, so lässig er arbeitet, doch bei der ganz entwerteten Mark immer noch weit wohlfeilere Erzeugnisse liefert als der italienische, französische, tschechische, englische. Der deutsche Arbeiter arbeitet, soweit er arbeitet, damit die Siegerländer ihre Arbeitlosen staatlich besolden können. Das Leben dieser staatlich besoldeten ist ein Drohnenleben, wogegen sich allerdings der englische Arbeiter zu wehren scheint. Die Besoldung reicht nur hin, das Leben zu fristen. Das genügt den stark nigritierten. Wenn man in Süditalien einen faul herumlungernden kräftigen Mann fragt, ob er einem den oder jenen Dienst leisten wolle, antwortet er: „Ho mangiato" — Ich habe gegessen —; etwas zu arbeiten braucht er demnach für diesen Tag nicht mehr. In diesem Leben jedoch zeugen nur die Zigeuner noch unbedenklich Kinder auf Kinder; der etwas weißere hütet sich, für das Brot, das ihm eben noch genügt, noch mehr Esser zu schaffen. In den Siegerländern ist daher der Rückgang der Geburten etwas ganz Natürliches. Das Drohnenleben beschränkt sich ja nicht nur auf die Arbeitlosen, sondern erstreckt sich im Grunde auf die ganze Bevölkerung. Denn jeder hat seinen Teil an den wahnwitzigen Zahlungen Deutschlands. Namentlich in Frankreich, dessen Allgemeinbevölkerung in der Mischung aller mit allen fast noch weiter vorgeschritten ist als die deutsche, war schon vor dem Kriege das Zweikindersystem allenthalben verbreitet. Das Streben jedes Franzosen ging dahin, sich rasch etwas zu ersparen und dann nichts mehr zu arbeiten. (Daneben gibt es in Frankreich freilich noch immer eine dünne Schichte von sehr lichten Herren, und auch etliche Striche im Norden und an der Schweizer Grenze sind von einer lichten, schönen Bevölkerung bewohnt.) Ganz Frankreich ist nun Rentner. Rentner zeu-

Städte sind zum Teil ganz verödet. Das Abziel der neuen Herren, in denen Juden, Tscherkessen, Letten und ähnliche Nichtrussen überwiegen, ist die Ausrottung aller Menschen nordischer Art. Sie haben ihrer unzählige hingemordet, durch Hunger sterben lassen. Aber sie sind schon dahin gelangt, daß sie niemand mehr zu berauben haben und daß sie bei den Europäern betteln müssen, um noch selbst in herrenmäßiger Weise weiterleben zu können. Die Feinde des nordischen Wesens in Europa, auch in dem besiegten Deutschland, spenden reiche Almosen. Aber es wird sich schwerlich so einrichten lassen, daß das bastardische Europa dauernd die russischen Bolschewisten erhält. Es wird die Stunde eintreten, da sie mit dem Leben der Ausgehaltenen nicht mehr zufrieden sein werden, weil es nicht üppig genug sein wird. Ein Maxim Gorkij, wie er in Dmitrij Mereschkowskijs Buch „Das Reich des Antichrist" in seiner ganzen bastardischen Genußsucht geschildert ist, wird sich nicht nur mit dem täglichen Brote begnügen wollen, wenn er nicht mehr die Möglichkeit hat, wahllos alle Kostbarkeiten einzuhamstern und seine Mätressen nach der neuesten Mode auszustatten. Der Tatare Lenin-Uljanow lebt allerdings bescheiden; Mereschkowskij nennt ihn einen Kastraten. Ihm ist es nur um die Herrschaft zu tun. So vielleicht auch dem Juden Trotzkij-Bronstein. Aber die andern Juden, die man als bolschewistische Propagandisten mehrfach in Deutschland zu sehen bekam, waren ausgefressene Bourgeois, Typen von Berliner oder Wiener Schiebern. So wird in Rußland die Neuordnung der Verhältnisse kommen. Das kann sich noch einige Zeit hinauszögern, denn Rußland ist groß und es läßt sich immer noch irgendwo etwas Raubbares entdecken, aber es kann nicht ausbleiben. Tausende der besten, der nordischsten Russen — so Dmitrij Mereschkowskij mit seiner Frau, die Schwedin Zenaida Hippius — haben unter oft abenteuerlichsten Umständen Rußland verlassen können und leben in der Erwartung der neuen Zeit. Man kann vielleicht sagen: das beste, nordischste Rußland sei gerettet, so daß die Wut der bastardischen Bolschewisten nur die breite Masse traf,

die selbst bastardisch war. Die Zahl der nordischen Herren war in Rußland sehr gering; und wenn sie alle ausgetilgt wurden, so machte das nicht solche Ziffern aus, wie sie uns selbst die bolschewistischen Aufstellungen als Verluste an Bevölkerung angeben. Die Vernichtung so vieler Bastarde jedoch befreit Europa von einem gewaltigen Teil dunkeln Blutes, das im Laufe der Zeit immer tiefer nach dem Westen, also zuerst nach Deutschland fließen mußte. Der Teufel hat das Werk für Gott getan.

Das neue Rußland jedoch wird eine Wüste sein, worin jene den Aufbau leisten werden, die seit alter Zeit immer wieder in solche Wüsten berufen wurden oder von selbst dahin gingen: die wikingerhaften Deutschen. Es ist ganz ohne Belang, wer die Geldgeber sind, und mögen es die internationalen jüdischen Banken sein, nicht der Geldgeber hat den wahren Gewinn, den Lebensgewinn, sondern der Arbeiter, der arbeitet. Für eine Zeit mögen die Banken ungeheuere Dividenden zahlen, der tüchtige Arbeiter von nordischer Art ist geborener Freier; er duldet die Kette des Geldes eine Zeit, aber er ersieht den Augenblick, da er sie sprengen und selbst freier Herr werden kann. Nur eine gewisse Zahl von Deutschen wird dauernd in Rußland bleiben, die andern werden für die Heimat arbeiten. Bei jenen aber, die bleiben, wird es sich darum handeln, ob sie in dem russischen Volke aufgehn oder als selbständige Inseln sich erhalten werden. Das wird von der völkischen Inkraft jener Deutschen abhängen. Als Wikinger, die unter ein Volk von erheblich tieferer Rasse kommen, von einer Rasse, die durch die bolschewistische Ausmerzung der Nordischsten noch tiefer herabgedrückt ist, mögen sie wohl die Kraft haben, sich allen Gewalten zum Trotz zu erhalten.

In Deutschland selbst wirken sich die gegebenen Verhältnisse mit innerer Notwendigkeit aus. Jener Teil der Arbeiter, der nicht arbeiten will, dem das Drohnendasein der staatlich besoldeten Arbeitlosen behagt, wird nur wenige Kinder erzeugen, und wo er auch viele erzeugt, sie nicht mit jener Sorge erziehen, die sie alle hochbringt. Andere schalten sich dadurch von der Fortpflanzung aus,

daß sie ihre hohen Löhne zum Vergnügen verwenden. Es sind das die selbstischen. Alkohol und Syphilis tun ihr heilsames Werk im Dienste der Ausmerzung der Minderwertigen. Alle Maßnahmen, alle Aufklärvorträge sind da unnütz. Für wen der Wein einen Genußwert darstellt, der verschafft sich ihn. Zeugt er Kinder, was mehr aus Zufall, denn aus Absicht geschieht, so sind sie zumeist minderwertig wie er selbst und unterliegen der Ausschaltung etwas später. Ingleichen jene, die nur das Weibchen suchen, das Kind aber nicht wollen. Auch da wird das Kind Zufall sein. Tritt eine Ansteckung hinzu, wie das bei diesen Genüßlingen sich leicht genug ergibt, so tragen sie die Ansteckung zu Menschen ihrer Art weiter. Das dient der Sache nur noch mehr. Der nordische Mensch ist selten Säufer, wenn er gleich in den Küstenländern ziemlich viel Alkohol zu sich zu nehmen pflegt, und vor der Syphilis bewahrt ihn seine Auffassung des Geschlechtlebens.

Das Wohlleben als solches tötet die Gruppe, die sich ihm ergibt; es ist der Verfettungtod, von dem ich in der „Atlantis" den Prediger Aschar zu den Reichen sprechen lasse:

Stumpf wird der Gaum, und Tanz und Flötenspiel
Umschmeichelt Aug und Ohr nicht mehr: ein Flor,
Graueblig, hängt vor Euern Sinnen. Selbst
Das Weib beut keine Wollust. All umsonst
Aufreizt Ihr die entschlafene Begier;
Sie spottet der Latwergen. Euch zur Last
Wird so das Leben; enden würdet Ihr's
Mit eigner Hand, wärt Ihr nicht so verfettet,
Daß sich der Wille nicht dazu erschwingt.
Leben müßt Ihr in dumpfer Unmacht bis
Zum Hinfall der Natur, auch er für Euch
Verzögert noch zum Fluch.

Diesen Verfettungtod stirbt ein großer Teil der Schieber. Diese Leute, die durch geschickte Spekulationen ohne jede Arbeit Unsummen „verdienen", leben mit ihren modernst gekleideten Mätressen wie im Schlaraffenland, aber Kinder zeugen sie nicht. Damit schalten sie sich für die Zukunft aus. Es ist eine schwere Last, die wir jetzt an diesen Schmarotzern tragen, aber wir, die wir nicht für das Heute allein leben, sehen die Zukunft unseres Volkes von ihnen befreit und da wir sie auch nicht beneiden,

können wir über dieſe baſtardiſchen Sklaven ihres Geldes lächeln.

Im Laufe des großen Aufſchwungs der Gewerbe und des Handels ſind zahlloſe Menſchen vom Lande in die Stadt gezogen. Verhaeren ſpricht von den polypenarmigen Städten (villes tentaculaires). Man hat bemerkt, daß die zugezogene Bevölkerung in kurzer Zeit in der Stadt zugrunde geht. Wer nun von den Bauern ging in die Stadt, um in der Fabrik durch wenig und leichte Arbeit genug zu verdienen, um davon ſich außer dem Leben noch Vergnügungen ſchaffen zu können? Sicherlich nicht die Beſten. Denn dieſen war ihre Scholle lieb. So ſind tatſächlich die Fabrikſtädte nicht etwa blonder als das flache Land, ſondern im Gegenſatz dazu dunkler, die Fabrikarbeiter, zumal die ungelernten, ausgeſprochene Baſtarde. Daneben freilich zog die Stadt auch etliche der Beſten an: die lernten ein Gewerbe in der Stadt oder ſtudierten da. So ſind in Wien die Bäckerjungen und die Fleiſcherburſchen, die zumeiſt vom Lande ſtammen, auffallend hübſch, ſo auch die Schneiderlehrlinge, die vor dem Kriege hauptſächlich Tſchechen waren. Dieſe jungen Leute aber gehn entweder aufs Land zurück und begründen dort Geſchäft und Familie oder tun das in der Stadt. Die großen Städte ſind in gewiſſem Sinne Vacuum cleaners für das Volk. Um die meiſten, die da untergehn, iſt es nicht ſchade.

Auf dem Lande, im Bauernſtande, hat ſich noch in großen Landſtrichen der blonde Typus ſehr rein erhalten. Ich höre von gewiſſen Dörfern im Lippiſchen, daß dort ein dunkelhaariges Mädchen nicht geheiratet wird. So ſchaltet man den gelegentlich auftretenden Rückſchlag aus. Auch der Landadel übt in etlichen Gegenden noch eine gewiſſe Raſſezucht. Der freie Bauer iſt ja ſelbſt ein kleiner König auf ſeinem Hof. Dieſe Bauern erhielten ſich zum Teil ſogar in Sonderheiten ihres Stammes, ſo daß man den Stormarner wohl von dem Holſten und dem Schleswiger unterſcheidet, obwohl alle drei blond und blauäugig ſind. Der Bauer nun hat im Kriege durch die von den Kriegsgeſellſchaften zu deren eigenem Nutzen geſchaffenen Zuſtände viel höhere Gewinne aus ſeinem

Boden erzielt und hat diese dazu verwendet, seinen Besitz zu entschulden und wichtige Anschaffungen zu machen. Wie sehr der Städter über die Gewinngier der Bauern klagen mag, der Bauer hat wenigstens einen Teil des Gesamtvermögens auf solche Weise dem Volke gerettet; er war auch dem hamsternden Städter gegenüber zumeist der edlere.

Der Krieg hat dem deutschen Volke seine Allerbesten genommen. Gewiß. Aber nur als Persönlichkeiten. Die meisten der Männer, die fielen, hatten die Kinder, die sie gezeugt hätten, schon gezeugt. Und solange sie noch lebten, gaben die Urlaube die Möglichkeit dazu. Nur die Männer zwischen 20 und 35, die fielen, gingen für das Blut verloren. Außerdem erhielt sich der Nachwuchs, der eben jetzt in das öffentliche Leben zu treten beginnt. Diesen Nachwuchs bedrohte der von den inneren Feinden über das deutsche Volk verhängte Hunger. Fragt man sich, welche Kinder dem Hunger zum Opfer fielen, starben oder lebenslängliche Schädigungen davontrugen, so sind es wieder die minderwertigen. Die Schwächlichen, deren Lebenskraft ohnedies gering war, die nur künstlich und wider den Willen der Natur am Leben erhalten wurden, und jene, deren Eltern zu unwitzig waren, um ihnen allen Behinderungen zu Trotz die nötige Nahrung zu verschaffen. Freilich, die Kinder der Kriegslieferanten und der übrigen Chawrusse hungerten überhaupt niemals während des Krieges und blieben darum vollzählig am Leben. Das aber war immerhin nur ein kleiner Bruchteil der minderrassigen Familien. In den nordischen Familien schloß gerade der tägliche Kampf um das tägliche Brot und daß die Kinder so oft die Mutter darben sahen, damit nur sie selbst satt würden, Eltern und Kinder enger zusammen. Und wo der Vater als Held gefallen war, ward die Mutter wie oft zur Heldin in ihrem engen und doch so bedeutenden Kreise.

Dadurch, daß so viele Männer vorzeitig starben, wurde die Bahn für die Heranwachsenden frei. Wird dies auch durch die gedrückten Verhältnisse wieder zum guten Teil wett gemacht, so kommen jetzt doch zahlreiche junge tüch-

tige Leute viel raſcher dazu, im Berufe ſelbſtändig zu werden und ſich einen Hausſtand zu gründen, als es ſonſt möglich geweſen wäre. Das Leben ſtellt höhere Anforderungen an die Tatkraft des Einzelnen. Das hindert bei den nur einigermaßen Nordiſchen die hemmungloſe Hingabe an die baſtardiſchen Triebe. Allenthalben entſtehn kleine Vereinigungen von jungen Leuten, die zu Hauptpunkten der Satzung haben: Enthaltung vom Alkohol und vom Geſchlechtverkehr. Man ſagt auch wohl, die käufliche Liebe ſei jetzt für den jungen Mann in beſcheidenen Verhältniſſen unerſchwinglich. Nicht das macht es aus, denn immer ſind genug baſtardiſche Weiber da, die auf die unverbrauchte Kraft geradezu erpicht ſind. Da tritt eine Ähnlichkeit mit der Zeit nach 1806 ein. Es handelt ſich um die Beſten, die ſich jene Satzungen geben. Wieder darf ein junger Mann offen bekennen, daß er dem Weibe noch fremd ſei, während es vor dem Kriege faſt ſchon eine Schande war, noch jungfräulich zu ſein.

In dieſen Kreiſen auch lebt wieder das Ideal vom Weibe als Frau und Mutter. Der Mann will wieder zeugen, das Weib wieder gebären. Manche gute Vorſätze werden freilich durch das unerbittliche Leben zunichte gemacht werden, aber ſicherlich nicht alle. Dazu kommt, daß viele von dieſen jungen Menſchen ſich dem Landmannberuf widmen, zur Scholle zurückkehren und Bauern werden. Damit fügen ſie ſich wieder in das Volksmaſſiv ein, dem ſie als Städter entriſſen waren, ſtellen ſich wieder unter die Bedingungen des Bauernſtandes. Und der braucht eben Kinder, weil er die Arbeit mit gedungenen Knechten nur ſchlecht vollbringen kann.

Die deutſche Jugend von heute iſt zum Hauptteil noch von ziemlich unvorteilhafter Miſchraſſe, zumal die weiße Haut iſt ſelten, auch das ſchimmernde Haar, aber die Geſtalten ſind auffallend groß. Ich beobachte das immer wieder. Faſt alle ſind größer als ich, der ich eben mittelgroß (171 cm) bin. Engere Kreiſe — ich denke an die Werkſchar des vielumſtrittenen Muck-Lamberty — beſtehn ausſchließlich aus Blondlingen, die ſich ganz von

selbst zusammengefunden haben, pflegen auch wohl — wie die Siedelung Donnershag Ernst Hunkels — schon ausgesprochen das blonde Ideal. Überaus kennzeichnend für diese jungen Deutschen ist es, daß sie im Gegensatz zu den bastardischen Städtern, die Niggertänze tanzen, den heitern liebenswürdigen altdeutschen Reigen pflegen. Echt nordische Freude am harmlosen Scherz und Spiel bekundet sich da.

Das Wichtigste aber ist, daß für das deutsche Jungvolk das Geld nicht mehr das Um und Auf ist. Der Bauer lockt das Schwein dadurch, daß er ihm einen Korb mit etwas Maiskörnern vor den Rüssel hält und ihn dann und wann schüttelt, vom Stall bis in die Stadt und in den Metzgerladen; so läßt sich der Normaldeutsche mit einem Beutel voll Markstücken, die silbern klirren — nein: mit einem Büschel raschelnder Papierfetzen überall hinlocken, wo der kluge Kenner seiner bastardischen Geldgier ihn hinhaben will. Der Normaldeutsche ist Sklave, auch wenn er noch so reich ist, der nordische Deutsche ist Freier, auch wenn er nichts besitzt. Die Freiheit ist ihm wieder, wie dem alten Germanen, das höchste Gut.

Alles weist darauf hin, daß sich die Abscheidung einer lichteren Gruppe im deutschen Volke zu vollziehen beginnt. Auf die Mischung aller mit allen, die die Zeit von 1848 bis 1918 beherrscht, folgt die Entmischung der Edelrassigen. Der Gedanke des Wiederaufbaus unter selbstloser Einsetzung der ganzen eigenen Kraft sammelt die geistig Edelsten um sich; die werden an sich schon eine lichtere Gruppe sein. Diese Menschen, die den Gedanken höher stellen als das eigene Ich, die ihr Ich erfüllen, indem sie dem Gedanken leben, werden von selbst den Gattenteil nicht mehr nach Titel oder Geldsack wählen, sondern nach der Übereinstimmung in Sinn und Gesinnung. Dadurch verstärkt sich die Auslese. Es kann nicht ausbleiben, daß nun auch die nordischen Merkmale wieder reiner und vollständiger auftreten, wäre es doch möglich, aus den Berbern Nordafrikas, in denen sich noch etliche Reste der blonden Vandalen erhalten haben, durch strenge Rassezucht wieder blonde Menschen zu züchten, die, mitein-

ander gepaart, keine Rückschläge nach den Regervorfahren ergeben. Was man bei den Tieren willkürlich tut, vollzieht sich hier von selbst. Über diese Vorgänge unterrichtet zu sein, sich bewußt zu sein, welche Bedeutung die Rasse im Leben eines Volkes hat, hilft den Weg abkürzen. Dazu sollen diese Bücher mitwirken. Ich freue mich, daß ich nicht der einzige bin, der den Weg kennt und ihn anderen weist.

Bildet sich eine Phalanx von nordischen Menschen aus dem deutschen Volke heraus, so wird sie das Rückgrat des künftigen Deutschlands sein, das öffentliche Gewissen. Auch die Bastardischen werden nicht mehr frei walten können, weil der allgemeine Ehrbegriff sich wieder gehoben haben wird. Es ist gleichgültig, welche politische Partei jene Edelinge bilden, gleichgültig, ob sie sich in einer Partei zusammenschließen oder in mehrere gespalten sind. Jede besondre Gruppe ist eine Selbheit und hat darum ihre Sonderbelange. Das eine aber wird allen gemein sein: daß sie fordern werden, daß nur ein Mann des eignen Volkes Sprecher und Vertreter des Volkes sei und dieser Mann als Wächter im Sinne Platos selbstlos ohne eignen Vorteil seinem Gedanken dienen muß. Es ist leicht, auch mit dem Vertreter kommunistischer Ansichten ehrlich und frei zu verhandeln, wenn er wie man selbst Deutscher ist und einzig die Größe seines Vaterlandes und seines Volkes vor Augen hat.

Deutsche Jugend, werde mir wieder blond,
Laß aus blauen Augen, vom Strahl durchsonnt
Inneren Feuers, den wahren Himmel leuchten!
Wieder auf zarter Wange in schöner Glut
Glühe das götterhafte Germanenblut,
Rein von den trüben Tropfen, die es durchfeuchten!

Franken Genicks, gebeugt von keiner Macht,
Steh im Wirbel barstardischer Niedertracht,
Deinen Scheitel gesalbt von der hohen Sonne,
Frei von dem kläglichen Sorgen um Geld und Geld,

Das die Vielen am Sklavenhalfter hält,
Reich an Gütern aus unerschöpflichem Bronne!

Dein ist die Lust am Wandern durchs weite Land,
Windumflattert die Schläfen, oder im Brand
Zitternder Julilohe, im Schneegestiebe;
Dein ist das Glück, in selig sicherm Vertraun
Einem Freunde ins treue Auge zu schaun,
Dein ist das Glück der flügelspannenden Liebe.

Dein ist die Freude an Lied und lachendem Spiel,
Dein ist die Freude am unerreichten Ziel,
Daß du stets eine Sehnsucht im Herzen trügest;
Dein ist die Freude an Axt und Spaten und Karst,
An dem Haus, das du selbst dir mauerst und sparrst,
An dem Ackerfeld, das du selbst dir pflügest.

Dein ist die Freude am frohen fraulichen Weib,
Das in der Tage wirrem Drang und Getreib
Dir an der Seite geht in stetem Mute;
Dein ist die Freude am blonden rosigen Kind,
Dran sich der Faden der Norne weiterspinnt,
Drin du lebst mit deinem köstlichsten Gute.

Blonde Jugend, die du wieder erstehst
Aus dem Volke, das dann mit dir genest,
Die eine Phalanx du bildest von Edelingen:
Mag es sein, daß mein Auge dich nimmer sieht,
Doch wie im Traum ein süß bezauberndes Lied
Hör' ich aus der Zukunft dein goldenes Singen.

Ende